

TRAU KEINEM ÜBER DREIßIG

Erwachsenwerden, Schule & Protest in den 1960ern

Eine biografisch-zeitgeschichtliche Erzählung

Fuck off Germany

Michael Brenner

Trau keinem über dreißig...

**Erwachsenwerden, Schule & Protest
in den 1960ern**

**Eine biografisch-zeitgeschichtliche Erzählung
Mit 74 Fotos und Abbildungen**

2. Auflage

© 2020 MichaelBrenner Books

ISBN 978-3-9821928-0-2

Inhalt

Vorwort	7
Lange her	14
Marx und Coca Cola	22
Wir waren die Guten	30
Hamburgs armer Osten	43
Dunkle Familiengeheimnisse	49
My Generation	66
Dann kommst du ins Heim	76
Familie und Volksschule	92
Als Hoffnungsträger unterwegs	104
Unsere Lehrer	115
Sadismus und Missbrauch	127
Die Revolte	141
Dutschke tanzte nie zu Jimi Hendrix	158
Mao die Leuchtsonne	166
Gegen die Notstandsgesetze	184
Die Basisgruppe	195
Bundeswehr nein Danke	212
Vietnam	224
Die Beat-Revolution	234
Die Zeiten ändern sich	253
Und heute	268
Anhang	
Nachwort	277
Über den Autor	279
Credits und Dank	281
Copyright und Rechte	283
Impressum	287

Die Zeiten ändern sich,
ihr könnt eure Söhne und Töchter
nicht mehr kommandieren

Bob Dylan 1964

**Für Melanie, Christiane & Dunja
Für John Lennon & Bob Dylan**

Vorwort

Im Juni 1967 wurde der Student Benno Ohnesorg in Berlin von einem Polizisten hingerichtet, in den Hitparaden stand *A whiter shade of pale* von *Procul Harum* ganz oben. Zu der Zeit war ich ein sechzehnjähriger Junge in der Pubertät und besuchte ein Gymnasium in Hamburg, an dem ich nicht besonders glücklich war. Es war ein übler Ort und dort wurde schlecht mit uns Kindern umgegangen. Nach einer Klassenreise zur Insel Spiekeroog wollte mein Klassenlehrer mich wieder einmal von der Schule werfen, weil ich *Gammler* und *Beatnicks* als Vorbilder hätte. Er mochte mich nicht, in seinen Augen galt ich als unangepasst und rebellisch. So einer wie ich gehörte nicht auf sein schönes Gymnasium. Doch es sollte ihm nie gelingen, mich hinauszuschmeißen.

Unübersehbar stand in der Schultoilette auf einer der Türen eingeritzt, *Trau keinem über Dreißig*. In diesen Worten finde ich mich bis heute wieder. Sie drückten meine Befindlichkeit als Jugendlicher aus, meine Weltsicht, meine Einstellung zu Lehrern, Eltern und fast allen Erwachsenen. Ein Abbild meiner damaligen Gefühle. An den Nachmittagen kam manchmal ein Schulfreund zu mir, der regelmäßig großen Ärger mit seinem Vater hatte, weil er sich weigerte,

zum Friseur zu gehen. In fast jeder Familie kämpften die Söhne mit den Vätern um die Länge ihrer Haare. Im Radio sangen die Beatles *All you need is love*, in einem anderen Song von einer unvorstellbar weit entfernt liegenden Zeit, *Alter* genannt. *Wirst du mich noch brauchen, wirst du dich noch um mich kümmern, wenn ich vierundsechzig bin?*

Mittlerweile habe ich meinen dreißigsten und meinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Als ich diese Erzählung schreibe bin ich achtundsechzig Jahre alt und lebe im dritten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, in konfliktreichen Zeiten. Noch immer begleiten mich die Gefühle meiner Jugend, noch immer reagiere ich in manchen Lebenssituationen rebellisch und antiautoritär, manchmal auch mit einer aggressiven Bosheit auf die mich umgebende Realität und ihre vielen Deformationen. Noch immer würde ich lieber in anderen Verhältnissen leben, in der *besseren Welt*, von der ich als Jugendlicher so intensiv geträumt habe.

Bis heute bin ich antiautoritär geprägt, ich kann und will es nicht verstecken. Einem der etablierten Politiker würde ich auch dann nicht glauben, wenn er oder sie nur *Guten Tag* sagen, lange schon bevor der Begriff des *Fake* aufkam. Als Jugendliche haben wir sie *das System* genannt und blieben auf großer Distanz zu ihnen. Mein Mißtrauen ist geblieben, meine Vorstellung von Demokratie sieht anders aus, in der Gegenwart von 2020 mehr denn je.

Mit dieser Weltsicht bin ich dem Jugendlichen, der ich einmal war, treu geblieben. Wäre es in meinem Alter nicht geradezu schizophren, würde ich immer noch herumlaufen und laut verkünden, *Trau keinem über Dreißig.*

Viele der politischen Ereignisse und gesellschaftlichen Entwicklungen, die ich miterlebt habe, sind für die heute Jüngeren weit entfernt liegende *Geschichte*. Ganz besonders diejenigen aus meiner Jugendzeit. Wenn sie ihnen überhaupt bekannt sind, dann aus Büchern oder dem Unterricht. Für mich dagegen sind es Elemente meines Lebens, die mein Dasein, meine Identität und mein Bewusstsein definieren. Im Sommer 2019 wurde ich gefragt, ob ich mich an dem Vorhaben einer zeitgeschichtlichen Chronik zu 1968 und zum Wirken des SDS beteiligen wolle, dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund.

Eigentlich bin ich dafür etwas zu jung, denn der *SDS*, das waren für mich *die Studenten* mit ihren politischen Aktionen an den Universitäten, als ich ein pubertierender Junge in der Mittelstufe des Gymnasiums war und noch vier Jahre bis zum Abitur vor mir hatte. Aber der Geist von Aufbegehren und Revolte der 1960er hatte sich auch ihn mir und in meiner Schule ausgebreitet.

Schreib bitte etwas Persönliches über die politischen Vorgänge an den Hamburger Schulen in den späten 60er Jahren, lautete daher die Aufforderung. Wir wollen die Jahre der Revolte für Hamburg aufarbeiten. Als Ergebnis solle digital ein umfassendes

multimediales Archiv zu 1968 entstehen. Es wird Autobiografien, Dokumente, Fotos, Filme und weiteres Material enthalten, beschrieben die Initiatoren als ihre große Zielsetzung. Ein weitreichendes Archiv für Historiker, Journalisten, Buchautoren, die Öffentlichkeit und nachfolgende Generationen sollte entstehen. Ein anspruchsvolles Vorhaben.

Gerne sagte ich zu, bei diesem Projekt mitzumachen und begann damit, noch einmal intensiv über meine Schulzeit, meine Familie und meine politischen Aktivitäten als Jugendlicher nachzudenken. Der SDS bildete den harten Kern der ab Mitte der 1960er an den Universitäten in Westdeutschland rebellierenden Studenten. Diese Gruppierung war einige Jahre vorher aus der Sozialdemokratie hervorgegangen und von den etablierten Parteien unabhängig.

Sie stand für einen *antiautoritären Sozialismus*, wie Wikipedia die politischen Ziele bezeichnet, und gewann schnell an Attraktivität, nicht nur unter den Studenten, sondern auch für Auszubildende und Schüler wie mich. Mehr als zweitausendfünfhundert Mitglieder soll es im SDS gegeben haben.

Sie waren die Hauptakteure derjenigen Vorgänge, die heute als Außerparlamentarische Opposition, als die *APO*, in Geschichtsbüchern beschrieben werden. Den Höhepunkt fand diese Entwicklung in den unzähligen politischen Ereignissen des Jahres 1968. In diesem Kontext stehen 1968 und 68 nicht nur als eine Jahreszahl, sondern gleichermaßen auch als eine Chiffre von grundlegenden sozialen, gesellschaftlichen und politischen Veränderungsprozessen, die sich bis

in die Gegenwart auswirken. Ihre unterschiedlichen Bewertungen, wen kann es verwundern, stehen sich bis heute unversöhnlich gegenüber. Für die einen sind die Vorgänge um 1968 ein die kapitalistische Leistungs- und Wertegesellschaft zersetzendes Gift, für andere ein mächtiger Schritt in der Weiterentwicklung von Politik, Kultur und menschlicher Zivilisation. Viele der zentralen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen der Gegenwart etwa um soziale Ungleichheit und Diskriminierungen oder auch um political Correctness oder Zensur, wie immer man es nennen will, begannen in den späten 1960ern. Auch die Einsicht, dass *Menschen und die Umwelt wichtiger als Money sind*, ist in der Realität von 2020 für viele ein wichtiges Anliegen.

Wie berichtet man der Nachwelt von längst vergangenen Epochen? In dem man von sich erzählt und sagt, wie es war. Das tue ich in Form einer Biografie. An biografischen Erzählungen fasziniert mich, dass sie sich tiefer mit den persönlichen Motiven und der Psychologie der Handelnden beschäftigen, als Geschichtsbücher es üblicherweise tun. Zukunft benötigt Erinnerung und Erinnerungen vergehen, wenn sie nicht bewahrt werden.

Dieser Text basiert auf meinen früheren zeitgeschichtlichen Publikationen zu der Nachkriegszeit und zum gesellschaftlichen Umbruch Jahrzehnt der 1960er. Einige meiner biografischen Bezüge sind daher dem einen oder anderen Leser möglicherweise bekannt. Zusätzlich habe ich zu meiner ehemaligen Schule im Hamburger Staatsarchiv recher-

chiert und zahlreiche Gespräche mit Weggefährten, Freundinnen und Freunden aus Jugendzeit und Schule geführt.

Das Geschilderte liegt gut ein halbes Jahrhundert zurück. Über die soziale Plattform Couchsurfing hatte ich kürzlich zwei junge Frauen aus Norwegen zu Besuch. Wie eigentlich immer war es eine positive Erfahrung. Wir führten spannende Gespräche und wieder einmal wurde mir bewusst, wie unterschiedlich die Lebensbedingungen und Bewusstseinslagen der heute unter dreißigjährigen im Vergleich zu meiner Jugend sind, bedingt durch die Beendigung des Kalten Kriegs und die digitale Entwicklung.

Zahlreiche der technischen Goodies, die heute unseren Alltag begleiten, wären in meiner Jugend unvorstellbare Science Fiction gewesen. Die Möglichkeiten eines iPhones, das Internet oder selbstfahrende Autos zum Beispiel. Auch die gegenwärtigen Prozesse der industriellen Revolution hin zu digitalen Produktionsweisen, die Spaltung unserer westlichen Gesellschaften oder der Zerfall der westlichen Demokratien hätten völlig außerhalb meiner Vorstellungskraft gelegen.

Auf Jüngere wird meine Erzählung möglicherweise ähnlich weit entfernt liegend wirken wie auf mich als Kind die Berichte meiner Großmutter über die Zeit von Kaiser Wilhelm und den Bau des Hamburger Dammtorbahnhofs. Aus einem anderen Jahrhundert.

Ich wäre zutiefst neugierig, wie in einhundert Jahren die Menschen über die 1960er und 2020 denken werden. Wie werden dann die Zukunftserzählungen sein? Vielleicht ruft dann jemand: *Siri, erzähl mir von den 1960ern, berichte mir von 2020*. Falls zu diesem Zeitpunkt noch jemand da sein sollte.

Lange her

Hush, little children, you'll understand, the Beatles are comin', they're gonna hold your hand, Worte aus einem Song von Bob Dylan über kulturelle Wurzeln. Fragt mich jemand, wie alles begann, wie in meinem Leben die große Revolte der 1960er anfang, lautet meine Antwort, mit der Musik der *Beatles* und der *Rolling Stones*. Nicht etwa mit den politischen Ereignissen der späten 1960er oder meiner Teilnahme an Aktionen und Demonstrationen gegen die Notstandsgesetze oder den Vietnamkrieg. Auch nicht mit der Nacht im Gefängnis nach dem Anschlag auf den Studentenführer Rudi Dutschke.

Als die Beatles 1964 mit ihrem Song *I want to hold your hand* den ersten großen Hit in Deutschland hatten, war ich ein dreizehnjähriger Junge, der die 6. Klasse des Gymnasiums besuchte. Ihr Gesang klang seltsam und viel konnte ich anfangs damit noch nicht anfangen. Wichtige weltbewegende Ereignisse wie die Kuba-Krise 1962 und die Ermordung des amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy 1963 lagen erst kurze Zeit zurück. In der Schule hörten wir nichts davon, dafür beglückte uns der Geschichtsunterricht mit den Kriegen längst verstorbener Könige und Päpste.

Auch wenn ich Mitte der 1960er noch zu jung war, um mit dem Verstand erfassen zu können, wie sich unser Dasein veränderte, so spürte ich doch diffus und unbestimmt, dass die Welt in Bewegung geraten war. Es begann auf kultureller Ebene, mit Beatmusik und einer sich schnell in Abgrenzung zu unseren Eltern und Lehrern entwickelnden Jugendkultur, die nicht nur große Begeisterung für Fortschritt und Neues transportierte, sondern auch Gefühle von Ungehorsam und Rebellion verbreitete. In Zeitungen konnten wir lesen, dass es bei den Konzerten unserer Helden, der Beatles und der Rolling Stones, regelmäßig zu heftigen Auseinandersetzungen mit der Polizei kam.

Später entwickelten sich aus dem Ungehorsam intensive Gefühle Ablehnung der Gesellschaft, dann von Aufbegehren und Revolte gegenüber Realität und Staat, die in den politischen Bewegungen der späten 1960er mündete. Die latente Unzufriedenheit vieler Jugendlicher suchte sich einen Weg. Die Revolte zielte auf die Welt der Erwachsenen, die in einem schlechten Zustand war. Die 1950er, die Lebensbedingungen meiner Kindheit, erinnere ich als eng und beklemmend in schwarz und weiß. Es war keine besonders schöne Zeit, um als Kind und Jugendlicher heranzuwachsen. Irgendwie wollten wir die schlechte Stimmung und das Unrecht korrigieren, das über uns und unserem Land lag.

Für jemanden, der wie ich Mitte der 1960er in die Pubertät kam, steht dieses Jahrzehnt für sehr viel mehr an gesellschaftlichen Veränderungsprozessen als nur für die politischen Ereignisse von 1968 um den SDS und die APO, ohne

damit das politische Wirken und die großen Verdienste der damaligen Aktivisten schmälern zu wollen. Doch für meine politische Entwicklung und mein Seelenleben waren die Beatles und Rolling Stones ebenso wichtig wie der Studentenführer Rudi Dutschke und die Bekämpfung des Vietnamkriegs.

Nicht nur bei mir, sondern unter der Mehrheit meines Jahrgangs entstand mit Aufkommen der neuartigen Beatmusik eine schnell wachsende Distanz gegenüber Eltern, Lehrern und dem, was wir kurze Zeit später verachtend *das Establishment* nennen sollten. Im Verlauf des Jahres 1967 begann ich, zu diesem Zeitpunkt sechzehn Jahre alt, die Revolte der Studenten und ihre politischen Aktivitäten an den Universitäten wahrzunehmen.

Fast täglich konnte ich im Hamburger Abendblatt meiner Großeltern in reißerischen Artikeln lesen, um was für böse Gesellschaftsfeinde und schlimme Unruhestifter es sich bei Studenten, Gammlern und Langhaarigen handelt. Ohne dabei groß zu differenzieren warf die Presse alle Feindbilder in einen Topf. Regelmäßig brachte besonders die BILD-Zeitung von Haß triefende Überschriften, es war dasjenige Presseorgan, das am heftigsten gegen Studenten und gegen die gesamte Jugend hetzte.

Die wohl bekannteste Überschrift lautete, *Stoppt den Terror der Jungrotten jetzt*. Hate speech, wie man es in der Gegenwart bezeichnen würde. Angeführt wurde die Revolte vom SDS, dessen politische Aktivitäten ab Mitte der 1960er in das

Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit gelangten. Wie automatisch waren meine Sympathien schnell und eindeutig verteilt, denn ich lebte in freudlosen familiären Verhältnissen und meine Schule war ein ganz übler Ort, an dem es mir nicht gut erging. *Der Feind meines Feindes ist mein Freund*, auch wenn es noch bis Ostern 1968 dauern sollte, bis ich tiefer in die Welt von Protest und Politik eintauchen und mitmachen würde.

Sicherlich begriff ich altersbedingt anfangs das, was an den Universitäten passierte, auch nur sehr begrenzt, aber ich konnte spüren, dass endlich Lebendigkeit um sich griff. Für mich ging es unzweifelhaft in die richtige Richtung. Das erste größere politische Ereignis, das ich bewusst erinnere, war im Juni 1967 die Ermordung des Studenten Benno Ohnesorg in West-Berlin. Über die Ostertage 1968 folgte dann das Attentat auf Rudi Dutschke, dem bekanntesten Repräsentanten des SDS. Ohne zu groß zögern nahm ich wie selbstverständlich an den nachfolgenden Demonstrationen und Unruhen teil.

Anschließend ging ich regelmäßig zu den Treffen des AUSS, so etwas wie die Nachwuchsgruppe des SDS, und beteiligte mich an politischen Aktionen. Für lange Zeit sollte *Gesellschaftsveränderung* ein Teil meines Lebens werden. Nur wenige Monate später, so ab Sommer 1968, galt ich als einer der Aktivisten an meiner Schule. Mit dieser Entwicklung war ich keine Ausnahme, denn in den späten 1960ern fanden politische Aktionen nicht nur durch den SDS und nicht nur an den Universitäten statt, sondern waren nach kurzer Zeit

massenhaft auf die Schulen übergesprungen, besonders auf die Gymnasien in den größeren Städten.

Damit wäre der Rahmen meiner politischen Biografie als Schüler abgesteckt, aber selbstverständlich war alles sehr viel komplexer und vielschichtiger, wie ich im Folgenden beschreiben werde. Aus der Arbeit für das SDS-Archiv entwickelte sich schnell eine umfangreiche Erzählung, die tiefe Einblicke in Schule, politischen Protest und meine Lebensverhältnisse als Jugendlicher gibt. Unter einem biografischen Blickwinkel beschreibe ich meine Entwicklung, meine Erfahrungen und mein Weltbild in dieser Zeit. Ebenso meine Familie, das Klima und die politischen Vorgänge an meinem Gymnasium. Und den gruseligen gesellschaftlichen Zustand der Bundesrepublik bis weit hinein in die 1960er. Familiäres, Schulisches und Gesellschaftliches also, denn diese drei Dimensionen sind kaum voneinander zu trennen, möchte ich den umfassenden Umbruch dieser Zeit mit seinen konkreten Akteuren für die Nachwelt verständlich machen. Das Konkrete zeigt das Allgemeine.

Viele Jahrzehnte habe ich nur selten zurück gedacht. Mein Elternhaus, meine Kindheit und Teile meiner Schulzeit erinnere ich als wenig glücklich. Zu den Resten meiner Familie sind die Verbindungen seit Jahrzehnten gekappt. Verdrängung, Distanz und Vergessen empfand ich als Schutz. Das Hier und Jetzt des Alltags beherrschten mich. Doch seit einigen Jahren beschäftige ich mich mit Rückblicken auf die Zeitgeschichte der 1960er, dies gleichermaßen unter wissenschaftlichen, historischen und kulturellen als auch unter

persönlichen Aspekten. Ausgelöst hat mein Interesse ein Interview, das ich 2005 der Werkstatt der Erinnerung der Universität Hamburg gab. Darin sollte ich zu den politischen Aktivitäten an meinem Gymnasium befragt werden, so die Anfrage. Lange hatte ich darüber nicht mehr nachgedacht. Als das Gespräch begann, war ich mental darauf vorbereitet, ausführlich zu erzählen, wie toll es mit den Rolling Stones und den Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg in den 60ern war. Die vielen dunklen Seiten meiner Kindheit und Jugend hatte ich sorgfältig verdrängt. Stattdessen begann unser langes Gespräch mit der Frage, *Was hat denn Ihr Vater im Krieg getan*. Nachdem ich mich darauf eingelassen hatte, konnte ich meiner persönlichen Vergangenheit nicht länger ausweichen.

Mittlerweile ist es für mich ist es jedes Mal wieder höchst spannend, als Zeitreisender in die 60er zurückzukehren. Rückblickend gibt es viel zu entdecken, das verschüttet war und erhaltenswert ist. Mit dem siebten Lebensjahrzehnt verändert sich für viele der Blickwinkel. Unabwendbar warten der Tod und das Wiedersehen mit Elvis. In der Regel kennt man in diesem Alter, bis auf die konkreten Umstände des Sterbens, den Verlauf seines Lebens und kann es historisch einordnen.

In welcher geschichtlichen Periode habe ich gelebt, wie hat sich die Menschheit in meiner Lebenszeit entwickelt? Was ist passiert? Was habe ich erreicht? Wie ist es mir ergangen? Derartige Fragen finde ich spannend. Sich zu erinnern ist wie eine lange spiralförmige Reise zu sich selbst.

Die Beschäftigung mit Vergangenen bedeutet für mich aber nicht das Abwägen von *hätte* und *wenn*, nicht das resignierende und deprimierende Jammern über verpasste Chancen und vertane Gelegenheiten. Oder das große Angeben, wie toll es damals war. Ebenso verbinde ich mein historisches Interesse nicht mit Wehmut und Resignation über die unbefriedigen Zustände der Gegenwart, sondern sehe meine Rückblicke als einen großen Reichtum an, den es zu hegen und verstehen gilt.

Immer, wenn ich in der Vergangenheit meinem früheren Selbst begegne, entdecke ich Neues und tauche tiefer ein. Wir leben, wir sterben, wer sind wir? Wohin treibt unsere menschliche Zivilisation? Gibt es zu meinen Lebzeiten doch noch einen alles vernichtenden Atomkrieg oder gar einen gesellschaftlichen Zusammenbruch durch die Banken und unser Wirtschaftssystem? Wird die Menschheit die unausweichlichen Klima- und Umweltkatastrophen überstehen? Kommen die Aliens oder ein Riesenmeteor zu uns oder befällt gar ein tödlicher Virus die Menschheit? Wann besuchen wir den Mars? Gibt es einen Sinn des Lebens und wie sieht er aus? Ich denke oft über solche Fragen nach.

Die Natur hat mir ein extrem gut funktionierendes Gedächtnis gegeben. An fast alles aus Kindheit und Schulzeit kann ich mich glasklar wie in einem Kinofilm erinnern. Mir ist aber auch bewusst, dass unsere Erinnerungen keineswegs objektiv sind und Geschehenes nicht Eins zu Eins abbilden.

Sich zu erinnern heißt immer auch Vergangenes neu wahrzunehmen, neu zu interpretieren und zu bewerten. Mit jeder Reise zurück verändern wir unsere Vergangenheit. Dies ist auch der komplexe Weg der menschlichen Psyche, das Erlebte zu verstehen und zu verarbeiten.

Abbildung 1: Als Kind auf dem Hamburger Dom 1955



Marx und Coca Cola

Menschen können sich nicht aussuchen, zu welchem historischen Zeitpunkt und in welchem Land sie geboren werden. Ebenso wenig können sie ihre Eltern und ihre Lebensumstände wählen. Wenige Jahre nach Ende von Nationalsozialismus und Konzentrationslagern in einem besiegten und zerstörten Deutschland zur Welt zu kommen, war sicherlich eine außerordentlich unglückliche Konstellation. Ich erblickte im September 1951 in Hamburg das Licht der Welt.

Über meine Generation wird oft und gerne verbreitet, wir seien eine höchst widersprüchliche gewesen, die Kinder von Marx und Coca Cola. Aber gleichermaßen waren wir auch die Kinder von Kaltem Krieg und atomarer Bedrohung, von Vietnamkrieg und Hollywood, von den Beatles und den Rolling Stones, von Bob Dylan und Rex Gildo, dem schrägen Schlagersänger der 1960er, dessen Name so oft verhöhnepipelt wurde.

Kinder sollten lachen und sich freuen. Kindheit ist doch eine schöne Zeit. Gerne würde ich meine Reise in die Vergangenheit mit dankbaren Worten beginnen und in romantischen Bildern zeichnen. Doch die ersten Lebensjahre müs-

sen nicht immer voll an Harmonie und Geborgenheit sein, meine waren es jedenfalls nicht. Ich verbrachte meine Kleinkindjahre in Not, Trümmern und großer Armut. Meine Eltern stritten sich oft und heftig, meist um das fehlende Geld. Die domierenden Erinnerungen meiner ersten Jahre sind Streit und Geschrei. Ich fühlte mich oft unglücklich und war ein verschlossenes Kind, das meist seinen eigenen Gedanken nachhing. Sobald ich konnte, fing ich an, eigene und unabhängige Wege zu gehen.

Wie könnte ich da zu denen gehören, die das Jahrzehnt der 1950er mit Nierentischen und Hawaiitoast oder Freddy Quinn und Lou van Burg romantisch verklären. Erst kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und die Verbrechen des Nationalsozialismus zurück. Oft wird vom Kriegsende 1945 als der *Stunde Null* gesprochen. Das gilt militärisch und materiell, denn Deutschland hatte die Kriegsergebnisse krachend verloren und lag in Trümmern. Doch gesellschaftlich entpuppte sich das Gerede von der *Stunde Null* als eine große kollektive Lüge. Nach 1945 wurden die Chancen einer tieferen Aufarbeitung des Geschehenen und eines umfassenden politischen Neuanfangs verpasst. Viel zu viele Altnazis und Funktionsträger des Dritten Reichs konnten wieder an die Schaltstellen gesellschaftlicher Macht gelangen und machten dort so weiter, als sei nichts geschehen. Ernst gemeinte Entschuldigungen, tieferes Bedauern und echte Reue für die Verbrechen im Dritten Reich gab es nur wenig. Das autoritätshörige, konservative Gedankengut, der Humus, der den Nationalsozialismus ermöglicht und begleitet hatte, lebte noch lange Zeit weiter.

Die westdeutsche Gesellschaft nach 1945 war spießig und eng. In ihrer konservativen und restaurativen Erstarrung war sie für uns als Heranwachsende eine unerfreuliche Umgebung. Umso großartiger und begeisternder sollte es dann werden, in den 1960ern erwachsen zu werden. Es tobte der Geist der Befreiung und des Fortschritts, wie er nur selten in der menschlichen Geschichte herauskommt.

In den 1960ern verlief das Durchleben von Pubertät grundsätzlich anders als für Heranwachsende vorher und auch in der Gegenwart. Wie erging es mir in dieser Zeit? Was dachte und fühlte ich als Jugendlicher? Welchen Idealen, Hoffnungen und Träumen folgte ich? Was trieb mich an? Warum rebellierte ich derart so heftig, warum habe ich mich so intensiv für politische und gesellschaftliche Veränderungen eingesetzt? Warum träumte ich von Freiheit und anderen Verhältnissen, von einer *besseren Welt*? Hätte mich jemand danach gefragt, wäre meine Antwort ohne noch lange nachzudenken kurz und spontan gekommen: *Weil wir in einer Scheiß-Welt leben*. Mehr musste gar nicht gesagt werden. Die große Mehrheit von uns fühlte und wusste es, Common sense meiner Generation.

Auf gesellschaftlicher Ebene könnte man unsere Eltern als *Generation Auschwitz* bezeichnen, denn sie bildeten das Kollektiv der Täter. Kein Weg führt an dieser Bezeichnung vorbei, auch wenn mit ihr nichts über individuelles Verhalten, persönliche Schuld und den Grad des Mitmachens im Hitler-Reich ausgesagt wird. Gleichzeitig kann man unsere Eltern aber auch als eine betrogene Generation ansehen, de-

ren Lebensverhältnisse von unabwendbaren Sachzwängen und politischen Entwicklungen fremdbestimmt wurde, zuerst von Weltwirtschaftskrise und Zweitem Weltkrieg, dann unter den Umständen von Überleben, Not und Wiederaufbau.

Wenn ich nachfolgend über meine Familie erzähle, berichte ich nicht von fanatischen Nationalsozialisten oder gar schlimmen Tätern, sondern davon, wie ganz gewöhnliche kleine Leute, wie meine Mutter und mein Vater, diese Zeiten erlebt haben. Ich beschreibe, mit welchen psychischen und sozialen Folgeschäden sie belastet wurden.

Ihre Leben verliefen keineswegs außergewöhnlich, sondern stehen stellvertretend für Millionen von Menschen in unserem Land. So ist es mir, trotz der großen Distanz zu meiner Familie, die ich mittlerweile habe, durchaus bewusst, dass meine Mutter keine persönliche Schuld am Dritten Reich auf sich geladen hat. Sie war lediglich ein Opfer von Zeiten und Umständen, wie so viele andere auch. Anders dagegen mein Vater, der sich tiefer mit dem Nationalsozialismus eingelassen hat.

Wenn man diejenigen, die ihre Kindheit und Jugend im Dritten Reich verbracht haben, als *Hitlers Kinder* bezeichnet, dann können wir Nachkriegsjahrgänge als *Hitlers Enkel* gelten. Aber auch wir Enkel haben noch mehr als genug von dem abbekommen, was *der Führer* angerichtet hatte. Wir wuchsen unter der schweren Last der deutschen Vergangenheit heran, dem Verschweigen, Vertuschen und Ver-

drängen des Dritten Reichs und der Schuld der Konzentrationslager. Auch wer als Deutscher nach 1945 geboren wurde, gehörte zur Nation der Täter und Kriegsverlierer, denn wir lebten noch bis 1989 fremdbestimmt in einem von den Siegermächten besetzten Land, auch wenn die westlichen Besatzer zweifellos weitaus angenehmer waren als die östlichen. Doch frei waren wir nicht.

Nach Hitlers verlorenem Krieg um das, was der Schriftsteller Herrman Wouk in seinen Kriegsromanen so treffend als *die Welt Herrschaft* bezeichnet hat, begann keine Friedenszeit, sondern der Krieg wechselte lediglich das Gesicht und setzte sich wie nahtlos fort. Jetzt wurde er zwischen den Vereinigten Staaten und der UdSSR ausgetragen, zwischen dem Westen und dem Osten. Anhaltend ging es um die Welt Herrschaft, nun angestrebt von zwei Supermächten mit extrem konträren Gesellschaftssystemen. Auch wenn hier in Europa glücklicherweise nur wenig geschossen wurde, es herrschte weiterhin intensiv Krieg, der Kalte Krieg.

In einem gigantischen atomaren und konventionellen *Rüstungswettlauf* rüsteten beide Seiten kontinuierlich auf, dessen gewaltige Kosten von den Bevölkerungen in Ost und West durch signifikanten Wohlstandsverlust zu tragen waren. Mein Heimatland war in die DDR und BRD geteilt, in Europa galten sie als die Frontstaaten dieser Auseinandersetzung und als zukünftiger Hauptkriegsschauplatz. Wir in Deutschland wären zuerst gestorben, wenn es wieder losgegangen wäre. Über uns hing der schwarze Himmel der atomaren Bedrohung. Jeden Tag und jede Nacht.

In jedem Augenblick konnten die Supermächte mit der Auslöschung der Menschheit im nuklearen Winter beginnen. Auf den Dächern zahlreicher größerer Gebäude und auf allen Schulen befanden sich gut sichtbar große Sirenen. Regelmäßig gab es Probealarm und Übungen. Unsere Regierung erzählte den Menschen zwar, man würde der atomaren Vernichtung entkommen können, in dem man seine Aktentasche über den Kopf hält, doch derartige Informationen dienten nur zur Beruhigung und Verharmlosung.

Den Kalten Krieg kann man als den vielleicht wichtigsten Faktor betrachten, der das Heranwachsen der Jahrgänge nach 1945 nicht nur in der westlichen Welt bestimmte und prägte. Ganz besonders gilt dies für Westdeutschland.

Wer nicht berücksichtigt, was die Generation unserer Eltern erlebt hatte, wie die Zustände in unseren Familien aussahen und wie wir aufwuchsen, was für ein deformiertes Land nach dem Kriegsende 1945 entstanden war, der wird den gesellschaftspolitischen Umbruch der 1960er und unser rebellisches Verhalten an Schulen und Universitäten nur wenig verstehen können.

Die Lebensgeschichten meiner Eltern und die Jahre des Nationalsozialismus haben meinem Jahrgang und mir psychische und soziale Lasten auferlegt, die unausweichlich waren. Da sich die Generation unserer Eltern einer tiefergehenden politischen und moralischen Aufarbeitung ihrer Taten weitgehend verweigerte, haben sich Scham und unerledigte Schuld auf uns, die Jahrgänge nach 1945 übertragen.

Viele von uns mussten die Gefühle durchleben, die unsere Eltern nicht zulassen konnten oder wollten. Als Kind habe ich derartiges nur gespürt, erst sehr viel später konnte ich es mit dem Verstand analysieren und aussprechen.

In der Wahrnehmung von uns Nachkriegsjahrgängen stand das Nachkriegsland für ein unangenehmes Dasein in engen und spießigen Lebensverhältnissen. Ausländer, also Menschen, die nicht mit der deutschen Schuld belastet waren, kannte ich nicht. Wir alle konnten deutlich spüren, dass mit den Erwachsenen etwas nicht stimmte, dass es viel Unausgesprochenes und jede Menge düstere Geheimnisse gab. Warum sollten wir Kinder still sein und gehorchen? Warum erzählten die meisten Erwachsenen über ihr Leben nur mit leiser und gesenkter Stimme? Warum konnten sie uns dabei nicht richtig ins Gesicht sehen? Über uns hing ein erdrückendes Gebirge aus Befangenheit und Schuld, verbunden mit der beklemmenden Scham, ein Deutscher zu sein. Einer aus dem Volk der Täter und Verbrecher. Wäre ich als Jugendlicher gefragt worden, warum ich so heftig rebelliere, hätte ich endlos meinen Frust über diese Welt hinausgeschrien.

Auch wenn ich mich auf meinem weiteren Lebensweg mit meiner Herkunft aus dem *Land der Täter* und seiner Schuld mehr oder weniger arrangiert habe, so war doch für viele meines Jahrgangs für lange Zeit das *ein Deutscher zu sein* das Schlimmste, was man sich vorstellen konnte. Obwohl ich persönlich gar nichts zur Last der Vergangenheit beigetragen hatte.

Abbildung 2: Graffiti auf der Berliner Mauer 1987



Wir waren die Guten

Kehre ich mit meinen Gedanken in meine Schulzeit auf dem Kirchenpauer-Gymnasium in Hamburg zurück, in die Zeit zwischen 1963 und 1972, so fallen mir regelmäßig drei Bilder ein, die wie archetypisch die Spannweite meiner schulischen Erlebnisse wiedergeben.

Im ersten Bild war ich gerade zum Gymnasium gekommen. Im Englisch-Unterricht der 5. Klasse mussten wir uns mehrere Male auf dem Flur aufstellen und übten dann unter Anleitung des Lehrers das leise und disziplinierte Gehen im Klassenverband durchs Schulgebäude. Sprechen war dabei strikt verboten, Drill als Erziehung. Als Kind habe ich mich darüber aber nicht sonderlich gewundert, galten doch für Kinder und Jugendliche Anpassung, Gehorsam und bedingungslose Unterwerfung als zentrale Elemente im Leben der Nachkriegszeit. Auch mein Alltag in Familie und Schule war davon bestimmt.

Das zweite Bild bezieht sich auf meinen Klassenlehrer, der im Zweiten Weltkrieg als Unteroffizier in Hitlers Wehrmacht gedient hatte. Wieder und wieder erzählte er während der Unter- und Mittelstufe die gleichen Anekdoten aus seinen Kriegstagen. Die italienischen Kriegsschiffe fuhren

auf die See hinaus, und wenn der Feind kam, drehten sie feige wieder um. Dazu machte er jedes Mal eine raumgreifende, kreisende Handbewegung, um das feige und undeutsche Verhalten der italienischen Soldaten zu betonen. In seinem Weltbild begann Afrika bereits in Bayern.

Seine Lieblingsbemerkung lautete: *Wenn die Italiener von einem Einsatz zurück kamen, roch es immer so, als hätten sie sich vor lauter Angst in die Hosen geschissen.* Dabei lachte er regelmäßig in seinem maskenhaft eingefrorenen Gesicht, wenn er von den Aktivitäten der italienischen Armee im Golf von Tarent berichtete. Pflichtgemäß lachten wir alle mit. Wären die Italiener nicht so feige und so unzuverlässige Verbündete gewesen, hätte Deutschland den Krieg vielleicht gewonnen, so unausgesprochen seine Botschaft an uns.

Mindestens fünfzig Mal habe ich diese Geschichte fast wörtlich im Unterricht gehört. Ganz offensichtlich hatte er seine Kriegserlebnisse nur sehr wenig verarbeitet. Wie eine ausgeleierte Schallplatte in einer blechernen Musikbox spielte er sie immer wieder ab. Nicht nur er, die große Mehrheit unserer Lehrer hatte das, was sie im Krieg erlebt hatte, nur wenig bewältigt und erzählte regelmäßig davon, manche geradezu zwanghaft.

Mein drittes Erinnerungsbild stammt aus dem Jahre 1968. Der Songwriter Bob Dylan, eine der zentralen kulturellen Leitfiguren der aufbegehrenden Jugend, hatte verkündet, die Zeiten ändern sich und sie veränderten sich tatsächlich, schnell und heftig. Zu Ostern wurde ich in die zehnte Klasse

versetzt, im September darauf folgte mein siebzehnter Geburtstag. Es passierte im Frühjahr 1968, in den Wochen der heftigen Proteste gegen die Notstandsgesetze, die auch meine Schule erreicht hatten.

An einem Vormittag besuchten drei oder vier Studenten des SDS unser Gymnasium, um uns *zu agitieren*, wie es im damaligen Sprachgebrauch hieß. Es waren Ehemalige, die zwei oder drei Jahre vorher bei uns ihre Abiturprüfungen gemacht hatten. Jetzt studierten sie und waren politisch aktiv. In der großen Pause stieg einer von ihnen, Uwe, den ich später noch näher kennenlernen sollte, auf das Dach eines Autos auf dem kleinen Parkplatz am Schulhof und hielt eine heftige agitatorische Rede gegen die geplanten Gesetze.

Die *Herrschenden*, wie wir in unserem jugendlichen Protest diese Kreise nannten, die politische Klasse der Bundesrepublik, das System, die Nomenklatura oder die Eliten, wie man heute sagen würde, planten weitreichende Gesetze für den Fall eines Notstands. In wenigen Wochen sollten sie im Bundestag verabschiedet werden. In zwei Konstellationen würden sie den Regierenden ermöglichen, die bürgerlichen Freiheitsrechte außer Kraft zu setzen: Zum einen bei Bedrohungen von Außen, also durch *die Russen*, wie die Blätter der Springer-Presse der Bevölkerung täglich klar machten, und zum zweiten bei Gefahren von Innen, womit weniger etwaige Naturkatastrophen, sondern gleichermaßen und unausgesprochen auch die aufrührerische Jugend gemeint war.

Aus Sicht der Herrschenden war die diese Befürchtung sehr begründet, denn die Ereignisses des Pariser Mai im Frühjahr 1968 sollten fast parallel zur Gesetzgebung in Deutschland zeigen, dass die rebellierende Jugend durchaus über das Potential verfügte, ganze Staatsgebilde stürzen zu können, auch wenn die Vorgänge in Frankreich leider nicht ganz zum von mir als Jugendlicher erhofften Sieg führten.

Ganz besonders argwöhnisch beobachteten die Protagonisten des Kalten Kriegs den Prager Frühling 1968, die Entwicklung des sogenannten demokratischen Sozialismus in der CSSR. Was wäre, wenn die Träume von einem freiheitlichen Sozialismus bei guten gerechten Lebensbedingungen in die Bundesrepublik herüberschwappen würden? Zu diesem Zeitpunkt war den staatstragenden Kräften die ideologische Herrschaft über große Teile der Jugend bereits weitgehend entglitten. Und es war ihnen sehr bewusst.

Gegen die Einführung dieser demokratiefeindlichen Notstandsgesetze entwickelten sich breite und massive Proteste der außerparlamentarischen Opposition, an denen sich zahlreiche Jüngere und Intellektuelle beteiligten. Wie sollten wir den Herrschenden auch trauen können? Es waren doch zu einem nicht unerheblichen Teil dieselben Leute, die im Dritten Reich zu den Funktionsträgern der Naziherrschaft gehört hatten. *Hitlers willige Vollstrecker*, wie der amerikanische Soziologe Daniel Goldhagen diesen Tätertypus Ende der 1990er in einem viel diskutierten Buch bezeichnen sollte. Über seine Thesen mag man kontrovers denken, aber der Begriff von Hitlers willigen Vollstreckern erscheint

mir sehr zutreffend. Wie Zombies und Untote gelangte ein Teil von Hitlers Gefolgschaft in der Nachkriegszeit wieder an die Schaltstellen gesellschaftlicher Macht, darunter nicht wenige ganz üble Gestalten. Ich werde noch häufiger darauf hinweisen müssen.

Für meine erkonservative Schule war die geschilderte Situation gefühlt wie der Ausbruch der Oktober-Revolution in Russland. Obwohl es strikt verboten war, verließen sofort hundertfünfzig oder mehr Schüler den Schulhof, um Uwe zuzuhören. Eigentlich eine eher harmlose Situation, aber in den Augen unseres Direktors war die Rote Armee am Kirchenpauer-Gymnasium einmarschiert. Trotz des hektischen und wütenden Geschreis einiger Lehrer und des intensiven Bemühens mehrerer herbeigerufener Polizeibeamter dauerte es lange, bis der Unterricht fortgesetzt werden konnte, bis wieder deutsche Ruhe und Ordnung einkehrten. Doch an unserer Schule sollten die Verhältnisse nie wieder so sein wie vorher.

Warum erfolgte in meiner Generation die Ablösung von den Eltern so heftig? Warum gingen die Geschehnisse der 60er weit über die üblichen Pubertätskonflikte hinaus? Zur Beantwortung kann man ein Bündel höchst divergierender Gründe heranziehen, etwa die ökonomische Entwicklung oder die Globalisierung von Musik und Jugendkultur, die mit der Beatmusik erfolgte. Doch immer wieder gelange ich als wesentlicher Faktor zu den desolaten Zuständen in unseren Familien, zu unseren unbefriedigenden Lebensbedingungen, zu unserer gefühlten Beklemmung und Unfreiheit,

zu der traumatisch erstarrten Gesellschaft, in der wir in Westdeutschland aufwachsen mussten.

Obwohl die Lehrer meines erzkonservativen Gymnasiums alles taten, um die in ihren Augen zerstörenden Einflüsse der Außenwelt auf ihre Unterrichtskaserne abzuwehren, erreichte die Beatmusik und die damit verbundene Kulturrevolution, schnell auch meine Mitschüler und mich, trotz der mächtigen Mauern des ewig Gestrigen. In den Radios spielten die Rolling Stones ihren Song *Streetfighting Man*, die Beatles *Revolution*, einen Song, der mit einem wilden Gitarrenriff begann. Für Jugendliche meines Jahrgangs war es nahezu unmöglich, davon nicht erfasst und beeinflusst zu werden. In diesem Klima wurde ich erwachsen.

Jeder neuen Generation wieder erzählen die Älteren, die Welt sei doch - bis auf kleinere Mängel und Korrekturen - im Großen und Ganzen in Ordnung. Dieses Argument ist der ideologische Eckpfeiler ihrer Herrschaft. Und jedes Mal wieder lehnen sich Teile der Heranwachsenden auf die eine oder andere Weise dagegen auf, weil sie die grundsätzlichen Widersprüche zur bestehenden Realität erkennen. Eine sich kontinuierlich verändernde Welt leitet jede neue Generation zu wandelnden Fragestellungen und Herausforderungen, zu neuen gesellschaftspolitischen Konstellationen und prägenden Konflikten.

Was führte zur Jugendrebellion in den 1960ern oder zu den bürgerkriegsähnlichen G20-Unruhen im Sommer 2017 in Hamburg? Warum existiert in der Gegenwart von 2019 und

2020 eine *Fridays-for-Future-Bewegung*, der es mit Aktionen gegen den Klimawandel gelang, in Deutschland über eine Million an überwiegend jüngeren Menschen zu mobilisieren? Es ist der *Fortschritt*, die Gestaltung der Zukunft, die kontinuierliche Weiterentwicklung der menschlichen Gesellschaft.

Insbesondere die aktuellen politischen Fragen von Klima-Veränderung und Ökologie können als ein Spiegelbild der 1960er gesehen werden. Fridays-for-future drücken, weit über die notwendigen und dringenden Lösungen der entsprechenden Probleme hinaus, die täglich steigende Unzufriedenheit zahlreicher Jüngerer mit den gesellschaftlichen Zuständen der Gegenwart aus, mit dem System, mit seiner gefühlten Handlungs- und Lösungsunfähigkeit. Mit dem erlebten Stillstand der Gesellschaft, nicht nur bei Klima und Ökologie, und ihrer alltäglichen Reformunwilligkeit. Was in meiner Generation die Forderung nach *Sozialismus* war, ist heute das Engagement für ökologische, sozial gerechte Verhältnisse.

Die nachfolgenden beiden Fotos stammen aus dem November 2019 von der Hamburger Klima-Demonstration. Das untere belegt, dass auch Schulkinder schon verstehen können, was als wesentliche Ursache der vielen gesellschaftlichen Unzulänglichkeiten und Missstände anzusehen ist, wenn ich es polemisch zuspitze. Manches ändert sich eben nicht.

Abbildung 3: Klimastreik in Hamburg 2019



Abbildung 4: Klimademo in Hamburg 2019



Doch wie lange wird es dauern, bis die Polizei das erste Mal brutal gegen diese Kinder vorgehen wird oder gar auf sie schießen lässt, wenn der Widerstand heftiger wird, wenn sie sich nicht mehr mit Geschwätz und Lügen abfinden lassen wollen? Wenn das System in Frage steht. Wenn der unausweichliche Klimawandel mit seinen weltverändernden Folgen nicht mehr nur laut an unsere Türen klopft, sondern seinen Angriff auf uns intensiviert, wenn unübersehbar und nicht mehr zu kontrollieren sein zerstörerisches Werk abläuft?

Das Paradies einer zivilisierten humanen Gesellschaft ist noch lange nicht gekommen, zumindest nicht nach meinen Vorstellungen. Jede neue Generation erkennt eine höchst unvollkommene Welt voller Ungerechtigkeiten und ungelöster Probleme. Wie geradezu selbstverständlich verkünden die jeweils Herrschenden, mit ihnen und ihrem jeweiligen Gesellschaftssystem, sei es der Feudalismus, Kapitalismus, Kommunismus, die bürgerliche Demokratie, neoliberale Globalisierung oder was auch immer gerade die Macht ausübt, sei nun der gesellschaftliche Endpunkt der menschlichen Zivilisation erreicht. Eigentlich zum Lachen.

So wie einst verkündet wurde, die Herrschaft von Adel und Königen sei von Gott gegeben, werden heute der Markt und der Shareholder-Value wie ein goldenes Kalb vergöttert, für das alle wie Sklaven zu schufteln haben. Einige wenige Nutznießer werden extrem wohlhabend und bauen kontinuierlich ihre Herrschaft über Menschen und mittlerweile ganze Staaten aus. Doch dieser Mechanismus ist leicht zu durch-

schauen, es ist die ideologische Begleitmusik derjenigen, die gerade das Sagen haben, gespielt von ihren Hofnarren. Und so machen sich, Generation für Generation, immer wieder junge Menschen auf den Weg, um auf die eine oder andere Weise, zu einer besseren Welt zu gelangen, indem sie sich für menschlichen Fortschritt einsetzen. Unsere Spezies unterliegt nicht nur biologischen, sondern auch ebenso sozialen, gesellschaftlichen und politischen Evolutionsprozessen, ohne damit verkünden zu wollen, dass menschliche Geschichte zwangsläufig oder gar linear verlaufen würde.

Fortschritt in Richtung einer größeren persönlichen Freiheit, Chancengleichheit mit sozial gerechten Verhältnissen und Demokratie, verstanden als Teilhabe an gesellschaftlicher Entwicklung und am Wohlstand, gibt es nicht von alleine, sondern sie müssen, um es altmodisch auszudrücken, erstritten und erkämpft werden. Ebenso die bürgerlichen Rechte, verstanden als Freiheit von ideologischer und religiöser Unterdrückung.

In den 1960ern träumten große Teile der Jüngeren davon, in einer *besseren Welt* zu leben. Diese Metapher wurde zu einem der zentralen Begriffe in unseren Köpfen. Zwar handelte es sich dabei nur um ein eher diffuses Synonym, wie die Welt eigentlich sein sollte, aber es gab ein emotionales Grundverständnis, dass sie grundlegend anders sein sollte als die bestehende. Dieser Traum galt als wichtiger Gegenpart zu unserer Alltagsrealität, zu unseren reduzierten Lebensbedingungen, zu den gefühlten und tatsächlichen Einschränkungen unseres Daseins und unserer Entwicklungs-

möglichkeiten. Er drückte unsere Unzufriedenheit mit der Gegenwart und unsere Zukunftsängste aus. Wie immer sich jeder von uns seine persönliche Zukunft auch vorgestellt haben mag, unzweifelhaft sollte sie grundlegend anders und eben besser sein als diejenige, die wir von unseren Eltern kannten und von den Erwachsenen für uns bereitgehalten wurde.

Wir waren gegen den Wahnsinn des Kalten Kriegs, gegen Aufrüstung und die nukleare Bedrohung. Für ein friedliches Leben, in gerechten, guten und sozialen Verhältnissen. Gegen den verbrecherischen Krieg der amerikanischen Regierung in Vietnam. Für mehr Bürgerrechte, für Gedanken- und Redefreiheit, für selbstbestimmte Lebensweisen und sexuelle Freiheit. Für Spaß und Lebensfreude, für *Love and Peace*. Gegen Unrecht und rassistische Diskriminierung. Gegen Krieg. Und je älter wir wurden, desto mehr wurde auch die Aufarbeitung von Hitler, Nationalsozialismus und deutscher Schuld zu einem wichtigen Thema.

Nach den Katastrophen der deutschen Geschichte mit dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg wollten wir die Guten sein und träumten von Fortschritt in einer umfassenden Demokratisierung aller Lebensbereiche, die meine Generation versuchte umzusetzen. Die Auseinandersetzungen der späten 1960er waren die Jahre eines erbitterten Kampfes um die Richtung des menschlichen Zusammenlebens, um die Welt, in der wir leben würden. Ein *Krieg der Generationen* um unsere Zukunft. Dies mag nach einer martialischen Metapher klingen, aber sie trifft durchaus das damalige Ge-

schehen. Die Konflikte zwischen Jung und Alt waren auch nicht allein auf Deutschland beschränkt. Große Teile der Welt wurden von heftigen Auseinandersetzungen mit den Älteren geschüttelt, auch wenn sie länderspezifisch sehr unterschiedliche Formen annahmen und es neben der Ablehnung der globalen Realität auch wichtige divergierende nationale Anlässe gab.

Es waren Vorgänge, die es in dieser Weise, Größenordnung und Heftigkeit im Zusammenleben der Generationen noch nicht gegeben hatte. Zum ersten Mal in der menschlichen Entwicklung rebellierten weltweit große Teile der Jüngeren kollektiv gegen die Welt ihrer Eltern und dies nicht nur in einzelnen Gesellschaftsschichten. Die damit verbundenen Ereignisse und politischen Entwicklungen wie der Pariser Mai 68, der Prager Frühling oder die tödlichen Schüsse der Nationalgarde an den amerikanischen Universitäten von Kent State und Jackson State auf Studenten sowie die Kulturrevolution der Roten Garden in China erreichten auch jemanden wie mich, der fernab von allem jeden Tag brav die Schule besuchte und beeinflussten den Prozess meines Erwachsenwerdens.

Wir fühlten uns als Teil einer alles umspannenden globalen Unruhe. Hätte man mich als siebzehnjährigen Jungen vergleichend mit einem gleichaltrigen College-Kid in Kalifornien oder New York nach der Bewertung unserer Lebensverhältnisse und unserem Weltbild befragt, wäre unsere Sicht auf den Vietnamkrieg, den Kalten Krieg, auf Bürgerrechte und Kultur, auf die Beatles, Rolling Stones und

Bob Dylan oder gar auf Sexualität vermutlich ziemlich ähnlich gewesen. Fortschritt tönte der Zeitgeist, er beherrschte den gesellschaftlichen Diskurs und bestimmte mein Dasein. Welchen Platz würde ich in meinem Leben finden, wohin meine Reise mich führen? Als Jugendlicher war ich intensiv auf der Suche. Was würde ich beruflich tun? Würde ich in einer herkömmlichen Tätigkeit enden? Der Lieblingswunsch meiner Mutter war, ich solle doch eine Lehre bei der Hamburger Sparkasse machen. Dann würde ich mir die Haare schneiden lassen, einen Anzug tragen und hätte eine gesicherte Existenz.

Doch in einer bürgerlichen Existenz, so wie die meiner Eltern, konnte ich mich nicht sehen. Schon gar nicht am Tresen einer Sparkassenfiliale. *Möchten Sie noch eine Hausratversicherung haben?* Einerseits träumte ich davon Wissenschaftler zu werden, bei der NASA zu arbeiten und irgendetwas mit Weltraum zu machen, oder Mathematik zu studieren, andererseits war ich überzeugt, dass ohnehin erst einmal die Revolution kommen und in eine Welt führen würde, in der alles besser sein könnte. Oder sollte doch der alles vernichtende atomare Dritte Weltkrieg beginnen? Würde ich in der Apokalypse des atomaren Untergangs sterben? In meinem Kopf rangelten höchst unterschiedliche und widersprüchliche Fantasien über meine Zukunft miteinander, aber als einen Familienvater mit Kindern in einem herkömmlichen Beruf habe ich mich nie gesehen. Schon gar nicht konnte ich mir vorstellen, der ältere Mann zu sein, der mich mittlerweile jeden Morgen im Spiegel anguckt.

Hamburgs armer Osten

Das Private ist politisch lautete einer der zentralen Kernsätze der späten 1960er und frühen 1970er. Will man die Jugendrebellion und unser wachsendes Mißtrauen gegen Autoritäten nachvollziehen, sollte man in die Familienstrukturen und in die Lebensumstände der politischen Aktivisten hinein gucken. Daher gebe ich exemplarisch einen Einblick in meine Herkunft, die nicht anders ist, als sie mit Variationen viele meiner Generation erzählen könnten.

In meinem Geburtsjahr 1951 waren die Erwachsenen mit Überleben und Wiederaufbau beschäftigt, dahinter trat alles andere zurück. Es gab heftige Debatten zur Wiederaufrüstung. Soll Deutschland erneut eine Armee haben und wozu, das wurde ernsthaft diskutiert, so als hätte unser Land nichts aus zwei Weltkriegen gelernt. Doch trotz intensiver Proteste wurde die Bundeswehr aufgestellt.

Zu einem Riesenskandal führte der Kinofilm *Die Sünderin* mit Hildegard Knef. Sie war in einer Szene dreißig Sekunden lang nackt zu sehen, aus großer Entfernung. Für die Moralvorstellungen der 50er galt dies als eine große künstlerische Provokation und ein Megaereignis. Zur Bekämpfung des Films veranstalteten katholische Jugendorganisa-

tionen in mehreren Städten große Fackelaufmärsche und behaupteten in grotesker Fehleinschätzung, dass was Adolf Hitler nicht gelungen sei, das würde nun der moralische Zerfall erreichen, den Untergang Deutschlands.

Aus meinem Geburtsjahr 1951 stammt das bekannte Foto von Albert Einstein, das ihn mit herausgestreckter Zunge zeigt. Jahrzehnte später sollte es an den Wänden unzähliger Wohngemeinschaften hängen, oft neben den Postern des lateinamerikanischen Revolutionärs Che Guevara und des chinesischen Führers Mao Tse Tung. Die Lebensmittelmarken zur Zuteilung von Nahrung waren gerade abgeschafft worden und in Asien begann ein mehrere Jahre dauernder regionaler Krieg zwischen Südkorea, den USA und einigen Verbündeten auf der einen und Nordkorea mit den kommunistischen Supermächten UdSSR und China auf der anderen Seite.

Ich wuchs in Hamburgs Osten in Horn heran, einem unterprivilegierten Wohngebiet. *Der liebe Gott, ganz fürchterlich in seinem Zorn, schuf Billstedt, Hamm und Horn.* Schon als Kind hörte ich diesen Spruch über meinen und die benachbarten Stadtteile. In der Nachkriegszeit galten sie als triste, trostlose Armutsgebiete ähnlich wie Wilhelmsburg. Dort lebten die Benachteiligten und Abgehängten, die gesellschaftlich nichts zu sagen hatten, damals wie heute. Also diejenigen, die regelmäßig das auslöffeln müssen, was die Herrschenden anrichten. An diesen Verhältnissen hat sich nur wenig geändert. Es gibt Sie und es gibt Uns, es gibt Oben und es gibt Unten. Auch in der Gegenwart ist Horn noch immer ein

ärmlicher Stadtteil, in dem primär die abgehängten Bevölkerungsteile leben. Mittlerweile werden einzelne Straßenzüge und ganze Blocks von Migrantengangs beherrscht, die große Tristesse des Stadtteils ist geblieben. Nur der in der Horner Landstraße gelegene kleine Grill ist seit 1968 unverändert, wie man sehen kann.

Abbildung 5: Horner Grill seit 1968



Meine Familie wohnte in einer kleinen engen Dachgeschoßwohnung von eineinhalb Zimmern in der Weddestraße 23, gelegen auf dem Geesthang. Unterhalb verlief die Horner Landstraße, die damals mit zwei Bus- und zwei Straßenbahnlinien als eine der wichtigen Hauptausfallachsen nach Osten führte, wo das Land nach gut sechzig Kilometer an der Zonengrenze endete. Das nachfolgende Foto zeigt unsere Mietskaserne, gebaut 1950, also kurz vor meiner Geburt. Dort wuchs ich bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahr auf. Mittig oben ist das Fenster meines Kinderzimmers zu sehen. Durch mehrere zwischenzeitliche Fassadenrenovierungen, moderne Fenster und durch die über Jahrzehnte hoch gewachsenen Bäume wirkt das Gebäude heute idyllischer, als es zur Zeit meiner Kindheit war.

Abbildung 6: Das Wohnhaus meiner Kindheit 2019



Gut fünfhundert Meter entfernt lebten meine Großeltern in dem, was damals als ein Behelfsheim bezeichnet wurde. Nach Kriegsende hatten sie es selbst mit aufgebaut, es war eine der unzähligen Notunterkünfte in der von Bomben zerstörten Stadt. Das folgende Foto zeigt meinen Großvater mit meiner Mutter beim Bau, es wird vermutlich 1949 oder 1950 gewesen sein.

Abbildung 7: Mein Großvater und meine Mutter



An so ein Behelfsheim zu gelangen, muss für meine Großeltern ein großer Glücksumstand gewesen sein, denn an zahlreichen Stellen Hamburgs standen noch die sogenannten Nissenhütten, noch kleinere und noch ärmlichere Notunterkünfte aus Wellblech, in denen mehr als vierzehntausend Menschen wohnten. Der Name Nissenhütten ging auf den kanadischen Offizier und Ingenieur Nissen zurück, der diese Notunterkünfte zum Wegsperrern von Gefangenen erfunden hatte. Gegen Hunger und Lebensmittelmangel bauten meine Großeltern intensiv Obst und Gemüse in ihrem kleinen Garten an und hielten Hühner sowie Hasen. Das folgende Foto meiner Familie entstand 1936, noch vor Kriegsbeginn. Es zeigt meine Großeltern mit ihren Kindern, meinem Vater und seiner älteren Schwester.

Abbildung 8: Meine Großeltern



Dunkle Familiengeheimnisse

The rooms were so much colder then. My father was a soldier then. And times were very hard. When I was young, when I was young.
Eine Beschreibung meiner Generation aus dem Song *When I was young* aus dem Jahr 1967 des englischen Rock- und Blues Musikers Eric Burdon, geboren 1941, während der Kriegsjahre, in Newcastle upon Tyne.

In wohl jeder Familie gibt es Tabus und dunkle Geheimnisse, also Themen, über die Familienmitglieder nicht oder nur höchst ungerne sprechen. Missratene Angehörige mit auffälligem und abweichendem Verhalten, mit Straftaten, sexuellen Eskapaden oder anderen schrägen Dingen. Für uns als Nachkriegskinder hatten viele der Geheimnisse in unseren Elternhäusern mit dem zu tun, was einzelne unserer Familienmitglieder in der Zeit des Nationalsozialismus erlebt oder getan hatten. So war es auch bei mir zuhause.

Meine Mutter wurde fünf Jahre nach Kriegsende, als Siebzehnjährige, mit mir schwanger und meine Eltern heirateten. Unschwer kann ich nachrechnen, dass sie es meinetwegen mussten. Damals eine durchaus nicht unübliche Situation. Das soziale Leben der Fünfziger Jahre war reaktionär und durch ein hohes Maß an sozialer Kontrolle bestimmt.

Frauen mit unehelichen Kindern wurden gesellschaftlich geächtet. Meine Mutter war ein traumatisiertes Mädchen, das nach dem frühen Tod ihrer Mutter in den Kriegsjahren in mehreren Pflegefamilien und in Heimen der Kinderlandverschickung herumgeschubst wurde. Viel an Geborgenheit und Stabilität hat sie nicht erlebt. In diesen Jahren muss es ihr unendlich schlecht ergangen sein, sie wird viel gelitten haben und einsam gewesen sein. Gesprochen hat sie darüber nie.

Mein Vater diente als Soldat der Luftwaffe und wie so viele Väter erzählte auch er nur sehr selten von seiner Vergangenheit, seinen Kriegserlebnissen und wie es ihm in dieser Zeit ergangen ist. Nur wenn er in Kneipen oder im Büro mit anderen Männern zusammen saß, redete er manchmal über darüber. Nicht selten sagte er dann auf seinen unzähligen Kneipentouren, auf denen ich ihn als Kind begleiten musste, zu mir: *Hör mal weg* oder *Geh mal kurz raus*. Dann sprach er mit den Anwesenden über seine Erlebnisse als Soldat. Oder er redete über Frauen. Auch wenn ich nur ein Kind war, bekam ich es mit. Auf mich wirkten diese Situationen immer so, als wären er und die übrigen Männer dann völlig andere Menschen.

Manchmal kommt mir der Gedanke hoch, meine Mutter hätte vielleicht besseres verdient gehabt, als ausgerechnet meinen Vater zu treffen, aber ich zweifle sehr, dass sie dann ein glücklicheres Leben hätte finden können. Mein Vater starb 1981, als ich dreißig Jahre alt war. Lange ist es her. Nach drei überlebten Herzinfarkten folgte ein weiterer, ver-

bunden mit einem tödlichen Schlaganfall. Doch erst sehr viel später, nach dem erwähnten Interview als Zeitzeuge, in diesem Jahrtausend, begann ich, mich näher mit seiner Persönlichkeit, seinen Jahren in der Wehrmacht und seiner Lebensgeschichte zu befassen. Lange Jahrzehnte war dieses Thema in meinem Kopf vollständig ausgeblendet.

Im Nachlass fand ich etwa zwanzig Fotos aus seiner Wehrmachtszeit. Dazu seine Orden und einige wenige persönliche Notizen. Dies alles hatte mein Vater offenbar auf einem Heimaturlaub bei seinen Eltern hinterlegt, so dass es die Zeit der Ausbombung und der Kriegswirren überstehen konnte. Zusätzlich gab es einen Briefwechsel zu einer Familie in der belgischen Hauptstadt Brüssel. Damit hatte ich die verborgene Eingangstür zu meinen Familiengeheimnissen gefunden. Weder meiner Mutter noch meiner Schwester sagte ich etwas davon.

Abbildung 9 zeigt meinen Vater im Rang eines einfachen Mannschaftsdienstgrads der Luftwaffe, zusammen mit seiner Schwester. Das Foto stammt aus der Zeit seiner Ausbildung als Soldat, vor Beginn des Überfalls auf Polen 1939. Auf Abbildung 10 hatte der Krieg an der Westfront gegen Frankreich, Belgien, Luxemburg, Holland und England begonnen. Mein Vater ist zum Spieß aufgestiegen, zum Kompaniefeldwebel.

Man kann erkennen, dass er nun vier Schwingen statt einer trägt und sich nun drei Sterne statt einem auf seiner Uniform befinden. In seinem Knopfloch steckt das Band zum

Kriegsverdienstkreuz. Zu Anfang des Zweiten Weltkriegs musste man solche Orden noch durch außergewöhnliche Tapferkeit verdienen. Er wird also außergewöhnliche Situationen bewältigt haben.

Abbildung 9: Mein Vater mit seiner Schwester



Abbildung 10: Mein Vater als Soldat



Mehr als zwei Jahre habe ich intensiv zum Leben meines Vaters in der Luftwaffe und zum Kriegsverlauf in Belgien recherchiert. Ich war neugierig auf sein Leben vor 1945. Am Ende wurde ich zu einem Experten für Hitlers Krieg im Westen. Dabei ist es mir gelungen, seine militärische Kar-

riere weitgehend nachzuvollziehen, von der ich vorher so gut wie nichts wusste. Ich erfuhr, dass er ein für seine Tapferkeit hochdekorierter Fallschirmspringer in der Luftwaffe war. Nach dem Sieg im Westen erhielt er, möglicherweise als Anerkennung, einen Verwaltungsjob als Stabsfeldwebel im Luftgaukommando Frankreich und Belgien, das in der belgischen Hauptstadt angesiedelt war. Dort diente er bis zu seiner späteren Gefangennahme. Bis heute verstehe ich allerdings nicht, warum er als Elitesoldat nicht an weiteren Fronten kämpfen musste.

In Brüssel hatte mein Vater, wie er mir als Kind erzählte, die beste Zeit seines Daseins und fuhr seinen Lebenserfolg ein. Mit *Wein, Weib und Gesang*. Den Besatzern der im westlichen Europas eroberten Ländern erging es tatsächlich ungewöhnlich gut, politisch *vom Führer* so gewollt, als ein Signal in die Heimat, um die Kriegsbereitschaft und die Moral zu fördern. Die deutschen Besatzer richteten sich in Frankreich und Belgien dauerhaft ein, so als wollten sie für die kommenden tausend Jahre herrschen.

Zahlreiche Belgier und Franzosen arrangierten sich und fraternisierten mit den Besatzern als den neuen Herren. Konsequentermaßen wurden ihre Staaten ökonomisch ausgeplündert, um die angeworfene Kriegsmaschinerie am Laufen zu halten. Lässt man den nationalsozialistischen Überbau beiseite, wird sehr deutlich, dass Hitlers Krieg primär der Eroberung von Lebensraum und Beute diene.

Weder meine Mutter, meine Schwester noch ich wussten bis zum Tod meines Vaters, dass er in Brüssel bereits mit einer Frau und ihrem Kind gelebt hatte. Erst mit dieser Information konnte ich ein größeres Verständnis dafür entwickeln, wie sehr er nach Kriegsende psychisch krank war, weil er mit der Befreiung Belgiens und Kapitulation vom Mai 1945 seinen sozialen Aufstieg, den erreichten Lebenserfolg und sein privates Glück wieder verloren hatte. Diese Entwicklung hat er nie bewältigen können. So hinterließ die Kriegsniederlage unübersehbare mentale Schäden bei ihm.

Nach der Eroberung von Frankreich und Belgien hatte das Leben es gut mit ihm gemeint, ihm einen sonnigen blauen Himmel und eine große goldene Schüssel mit Erfolg und Glück hingehalten. Er durfte eine Zeit lang davon kosten, doch dann wurde ihm in einer brutalen Wendung alles wieder genommen. Als er 1946 aus englischer Kriegsgefangenschaft nach Hamburg zurückkehrte, war er einunddreißig und besaß nichts außer der Kleidung, die er trug.

Mir half das Wissen um seine Lebensumstände, die Geheimnisse meiner Familie besser zu verstehen. Ich konnte tiefer begreifen, warum ich in einer derart freudlosen Umgebung von menschlichem Leid und Unglück heranwuchs. Die nie ausgesprochenen emotionalen Defizite meiner Mutter, ihre nie gezeigten Gefühle und die Lebensumstände meines Vaters mit Frau und Kind in Brüssel waren die zentralen Geheimnisse in meiner Familie. Sie erklären mir das Verhalten meiner Mutter und die allgegenwärtige Wut meines Vaters auf unsere Lebensumstände in Hamburg-Horn, die er ge-

danklich wohl ständig mit seinem Glück in Brüssel verglich. Nie sollte er mental im Verlauf seines weiteren Lebens im Deutschland nach 1945 ankommen. Gerne hätte ich einen richtigen Vater gehabt, einen, bei dem ich mich sicher und geborgen gefühlt hätte, einem, von dem ich hätte lernen können, aber den hatte ich nicht. Gerne wäre ich auch mit einer warmherzigen Mutter aufgewachsen, aber wer kaum menschliche Wärme erlebt hat, kann auch keine geben. *It`s all over now, baby blue.*

Abbildung 11: Mein Vater mit Freundin in Brüssel 1



Abbildung 12: Mein Vater mit Freundin in Brüssel 2



Abbildung 13: Mein Vater in Brüssel 1



Abbildung 14: Mein Vater in Brüssel 2



In Nachlass meines Vaters fand ich auch die beiden Orden, die er im Westfeldzug für außergewöhnliche Tapferkeit erhielt. Bis zum Tod hat er sie aufbewahrt, sie müssen ihm viel bedeutet haben. Oft habe ich als Kind mitbekommen, dass er mehrere Stunden lang allein in seinem Zimmer saß. Dann starrte er immer wie eingefroren die wenigen Fotos aus Brüssel und seine Orden an.

Abbildung 15: Die Orden meines Vaters



Mit diesen Informationen über meine Familie möchte ich aber nicht in verkürzender Weise den Eindruck erwecken, ich hätte eine außergewöhnlich schlechte oder besonders unglückliche Kindheit gehabt, und nur deswegen so heftig rebelliert. Meine Lebensumstände nehme ich hier lediglich als Beispiel für die Verhältnisse nach 1945, denn überall lebten kriegsbeschädigte Familien so wie meine.

Auch die Väter meiner Freunde gehörten zu Hitlers Soldaten und sind mit massiven psychischen Beeinträchtigungen aus dem Zweiten Weltkrieg zurückgekehrt. Bei ihnen zeigten sich die Kriegsneurosen nur auf eine andere Weise. Einer meiner Mitschüler aus der Unterstufe erzählte mir viele Jahrzehnte später, dass sein Vater bis weit in die 60er regelmäßig nachts im Schlaf geschrien hätte. So etwas vergisst kein Heranwachsender. Auch von anderen Kindern hörte

ich vom Geschrei einzelner Angehöriger, wenn nachts im Schlaf der Schmerz hochkam, oder davon, dass sie durch das Erlebte auf die eine oder andere Weise seltsam oder offenkundig verrückt geworden waren. Einigen fehlten auch ihre Hände, die Arme oder Beine, oder sie hatten sich zu verhaltensauffälligen Psychopathen entwickelt. Auf mich als Kind wirkten sie nicht selten wie Furcht erregende Zombies, bei denen ich mich nie traute, näher hinzusehen.

Auch sollten wir nicht in den überall noch vorhandenen Trümmergrundstücken spielen, denn dort würden möglicherweise noch zahlreiche unentdeckte Bomben liegen. Schnell konnten wir spüren, dass unsere Fragen nach Krieg, Konzentrationslagern oder eben nach psychisch erkrankten Erwachsenen nicht besonders willkommen waren. *Sie waren doch im Krieg und Darüber spricht man nicht*, lauteten regelmäßig die Antworten. Nur wenige Eltern gaben ihren Kindern vernünftige Erklärungen. Von anderen meines Jahrgangs unterscheide ich mich nur dadurch, dass ich offen über meine Familienverhältnisse rede und ausspreche, wie es war. Viele Nachkriegskinder können dies bis heute nicht.

Beim Tod meines Vaters im Jahr 1981 fand ich in seinen Unterlagen ein höchst spannendes Dokument. Es war der im Hitler-Staat sogenannte *Arier-Nachweis*, die amtliche Urkunde zur *reinrassigen Herkunft*. Es belegte die *arische Abstammung aus der arischen Volksgemeinschaft*, wie es in dem Sprachgebrauch des Nationalsozialismus hieß. Dieses Dokument, bei dem man sich die Unterlagen und Geburtsurkunden zu seiner Familie selbst zusammensuchen und

sie dann von der Behörde des Rasse- und Siedlungshauptamts prüfen lassen musste, war eine wichtige Notwendigkeit für alle diejenigen, die in etwas wichtigeren Funktionen zum Dritten Reich beigetragen haben. So wie mein Vater.

Der Ahnenpass verstärkte mein latentes Misstrauen über seine Vergangenheit, denn zu meinem großen Erstaunen verfügte er über einen *Großen Arier-Nachweis*, der bis ins Jahr 1800 zurückreicht. Ein derartiges Dokument mussten vor allem Mitglieder der SS und Nazis in höheren Funktionen vorlegen. Auch wenn ich meinen Vater definitiv nicht zu diesem Personenkreis rechne, sonst hätte er sehr wahrscheinlich nach 1945 über Verbindungen zu *alten Kameraden aus schwerer Zeit* und ihren Netzwerken deutlich bessere Lebensbedingungen erreichen können. Für mich spricht sein Dokument dafür, dass er sich mit großer Überzeugung mit dem NS-Regime eingelassen hat.

Abbildung 16: Der Arier-Nachweis meiner Familie

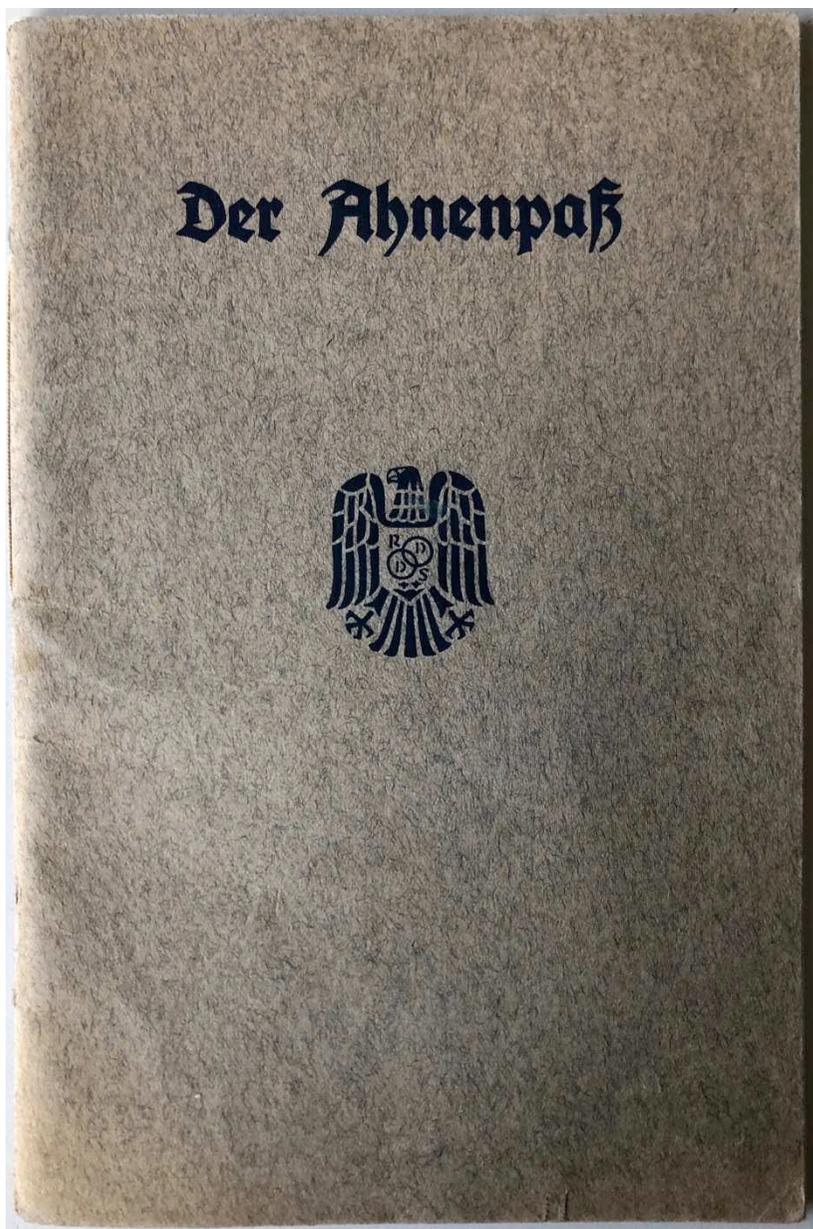


Abbildung 17: Der Arier-Nachweis Seite 1

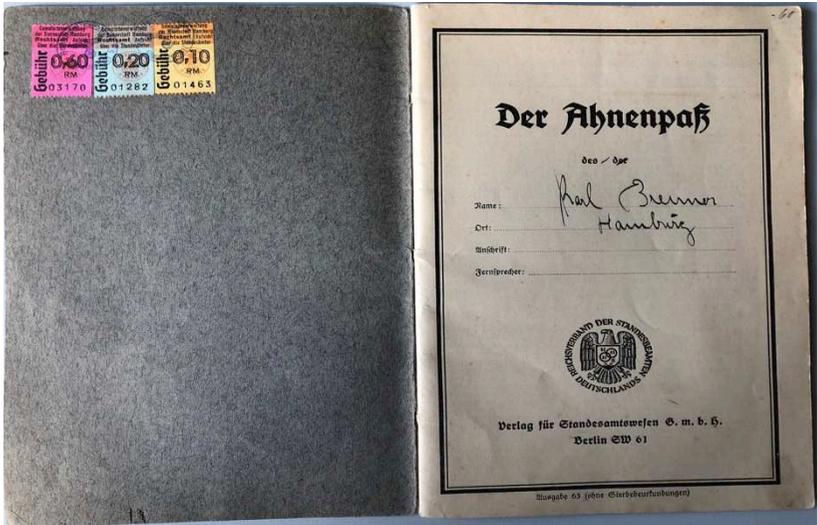


Abbildung 18: Der Arier-Nachweis 2 und 3

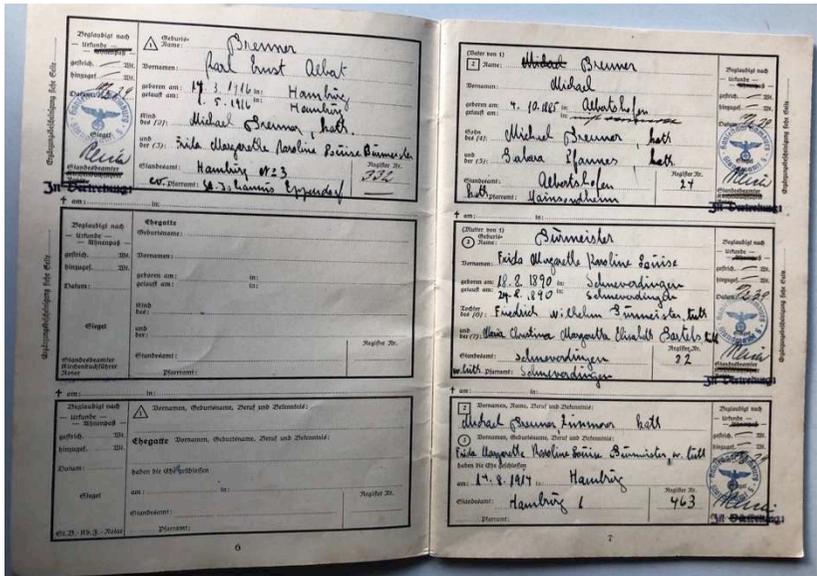


Abbildung 19: Der Arier-Nachweis Seite 4 und 5

The image shows two pages of German Aryan Certificate forms (Arier-Nachweis) with handwritten entries for three families: Bezahl-Brenner, Bünnerstein, and Bartels. The forms include fields for names, birth dates, and addresses, along with official stamps and signatures.

Page 4 (left):

- Bezahl-Brenner:** Name: Bezahl-Brenner, Vorname: Michael. Geburtsdatum: 12. 9. 1894. Geburtsort: Stadtsteinach. Ehefrau: Margaretha Bezahl, ledig, holl. Geburtsdatum: 12. 9. 1894. Geburtsort: Stadtsteinach. Adresse: Stadtsteinach.
- Barnes:** Name: Barnes, Vorname: Barbara. Geburtsdatum: 2. 7. 1893. Geburtsort: Althauslofen. Ehefrau: Luise Luotie Barnes, holl. Geburtsdatum: 2. 7. 1893. Geburtsort: Althauslofen. Adresse: Althauslofen.

Page 5 (right):

- Bünnerstein:** Name: Bünnerstein, Vorname: Ernst Friedrich Wilhelm. Geburtsdatum: 14. 10. 1862. Geburtsort: Karsfeld, Schwesvillingen. Ehefrau: Hanna Luotie Wilhelm Bünnerstein. Geburtsdatum: 14. 10. 1862. Geburtsort: Karsfeld, Schwesvillingen. Adresse: Dorothea Sophie Wilhelmine Bünnerstein, Kapfeler Str.
- Bartels:** Name: Bartels, Vorname: Maria Christina Margareta Elisabeth. Geburtsdatum: 9. 8. 1858. Geburtsort: Schwesvillingen. Ehefrau: Wille, Sophie Christina. Geburtsdatum: 20. 6. 1858. Geburtsort: Schwesvillingen. Adresse: Bartels, Peter Conrad Kärneling, Kapfeler Str.

At the bottom of each page, there are summary boxes for names and addresses, and a section for the date of the certificate (1933).

Aus der Gegenwart von 2020 kann ich deutlich erkennen, in welchem Ausmaß meine Eltern und die Mehrheit der Erwachsenen in meiner Kindheit und Jugend verstört und traumatisiert waren, besonders im Jahrzehnt der 1950er. Der tägliche Überlebenskampf in unserem kriegszerstörten Land schützte sie vor der Wahrnehmung ihrer psychischen Verletzungen und der Auseinandersetzung mit den Verbrechen, an denen sich die Mehrheit der Deutschen individuell und kollektiv beteiligt hatte.

Hinter dem, was uns Heranwachsenden als Realität vermittelt wurde, lagen unzählige versteckte Geheimnisse, dunkle Schattenreiche und zahlreiche schmutzige Lügengebilde, nicht nur in den Familien, sondern auch auf gesellschaftlicher Ebene. Deutlich spürten wir ihre Existenz. Kinder können in der Regel sehr viel mehr erkennen, als Erwachsenen bewusst ist. Sie vermögen es sehr klar, einen Elefanten im Raum wahrzunehmen.

My Generation

Things they do look awful c-c-cold (talkin' 'bout my generation), I hope I die before I get old (talkin' 'bout my generation), aus dem Song *My Generation* der *Who*, ein Megahit im Oktober des Jahres 1965. Wikipedia schreibt über ihn, *he encapsulated the angst of being a teenager.*

Eltern sind Förderer und Vertraute ihrer Kinder, zumindest in einer idealen Welt. Mutter und Vater sorgen für Nahrung und Geborgenheit. Sie ermöglichen unser Heranwachsen. Von ihnen erwerben wir unsere psychischen und sozialen Strukturen, niemand beeinflusst unser Dasein so sehr wie sie. Sie vermitteln uns Urvertrauen und Geborgenheit, unsere Werte und unsere Kultur, unsere Identität und unsere Sicht auf die Welt. Ohne ins Nationalistische abgleiten zu wollen, sollte ein Herkunftsland ein wenig so wie gute Eltern sein, ein Ort, an dem wir uns wohl fühlen, unsere kollektive Identität finden, und gesellschaftliche Zugehörigkeit aufbauen. Für jede neu heranwachsende Generation gibt es prägende historische Konstellationen. Für die meinige war der verbrecherische Nationalsozialismus bestimmend. *Ein Deutscher* zu sein war ähnlich wie die *Erb-sünde*. Etwas Schlimmes, das sich in hohem Maße schädigend auf unsere Identität auswirkte.

Für meine Eltern und Großeltern galt ich als ein neugieriges und wissbegieriges Kind, das unzählige Fragen stellte. Warum gab es zwei Weltkriege? Warum wurden die Juden umgebracht? Wer war Hitler? Warum hat Deutschland immer den Krieg verloren? Konnten wir nicht wenigstens einmal gewinnen? Ich fand das alles so ungerecht und war tief empört. Wie sollte ich es auch verstehen können? Selbst meine lebenskluge Großmutter konnte mir keine richtigen Antworten geben.

Keiner ist gerne der Verlierer, und so versuchte ich mir in meinen kindlichen Fantasien öfter einmal vorzustellen, wie die Welt denn aussehen würde, wenn Deutschland wenigstens ein einziges Mal gewonnen hätte. Es war für mich so unverständlich, dass wir immer verloren hatten. Ich konnte doch deutlich spüren, wie gedämpft und bedrückt die Erwachsenen um mich herum waren. Es war so, als ob große schwarze Wolken über meinem Leben hingen. Niemand erklärte mir die Welt, aber ich konnte spüren, dass sie nicht in Ordnung war. Dabei hatte ich doch nichts getan, ich war nur ein Kind, zur falschen Zeit und im falschen Land geboren, im Mülleimer der Geschichte, der sich Deutschland nannte.

Die Erwachsenen sagten uns nur wenig und meist nur sehr widerwillig, was geschehen war und warum unsere Lebensbedingungen so deprimierend waren, wie sie eben waren. Statt sich mit der kollektiven Schuld als Deutsche und ihren möglichen individuellen Schuldanteilen auseinanderzusetzen wurde auf Hitler und seinen Führungskreis verwiesen.

Damit war für die große Mehrheit der Erwachsenen ihr persönlicher Bezug zur Vergangenheit entschuldigt und sie konnten ihre Hände in Unschuld waschen. *Ich habe doch gar nichts gewusst, ich bin verführt worden, ich konnte doch nichts tun*, so lauten meists die üblichen Antworten. Für viele meiner Generation ist die Bundesrepublik bis heute ein schwieriges Vaterland.

So wie schon nach dem Ersten Weltkrieg begann auch nach dem Zweiten der Versuch, bei uns die Staatsform einer Demokratie einzuführen, diesmal veranlasst von den Siegermächten. Als Schuldige zweier Weltkriege sollten unsere Eltern zu einem friedlichen Volk umerzogen werden. Aber es war ein langer und schwieriger Prozess, denn anfangs waren Freiheit und Demokratie nur Worte, die in den Köpfen unserer Eltern wenig bedeuteten und nicht besonders viel bewirkten. Ein politisches System, das ihnen von den Siegern übergestülpt worden war.

Erst mit meiner Generation und mit unserer Revolte kam es in den späten 1960ern zu einer verstärkten Entwicklung in Richtung einer funktionierenden bürgerlichen Demokratie in Deutschland. So war es folgerichtig, dass Willy Brandt nach der Wahl zum Bundeskanzler in seiner Regierungserklärung vom 28.10.1969 wichtige Sätze fürs Geschichtsbuch verkündete:

Mitbestimmung, Mitverantwortung in den verschiedenen Bereichen unserer Gesellschaft wird eine bewegende Kraft der kommenden Jahre sein. Wir können nicht die perfekte Demokratie schaf-

fen. Wir wollen eine Gesellschaft, die mehr Freiheit bietet und mehr Mitverantwortung fordert. Wir wollen mehr Demokratie wagen. Auch wenn Brandt später mit der Einführung von Berufsverboten als politische Zensur diejenigen verraten hat, durch deren überwältigende Unterstützung er überhaupt erst ins Amt gekommen war, ohne die rebellierende Jugend und die von ihr entfachte Stimmung eines gesellschaftlichen Aufbruchs hätte es diese Hinwendung zur Demokratie nicht geben können.

Glücklicherweise dauerte das von Hitler propagandistisch verkündete *Tausendjährige Reich* nur gut ein Jahrzehnt. 1945 war es militärisch besiegt und große Teile der deutschen Städte lagen in Trümmern. Hitler selbst hatte sich umgebracht, der Nationalsozialismus verschwunden, doch die Sozialstrukturen und die Werte in den Köpfen der Menschen waren mehr oder weniger unverändert geblieben. Unsere Eltern und die anderen Erwachsenen waren noch dieselben Menschen, die mehrheitlich den Nationalsozialismus getragen haben.

Für mich ist es daher der zentrale Geburtsfehler der jungen deutschen Demokratie nach 1945, dass Großteile von Hitlers Führungsschicht und Eliten nach der Kapitulation nicht oder nur halbherzig zur Rechenschaft gezogen wurden. Sie konnten wieder an die Schaltstellen der gesellschaftlichen Macht gelangen und dort so weiterleben, als wäre nichts passiert. Fast wie über Nacht war es keiner gewesen. Vom SS-Hauptsturmführer konnte man problemlos ins Amt des Arbeitgeberpräsidenten aufsteigen.

Hans Martin Schleyer ist dies gelungen. Oder man konnte aus dem Propagandaministerium von Joseph Goebbels in das Bundeskanzleramt wie Kurt Georg Kiesinger gelangen. Hat sich eigentlich niemand im Bundestag für diese Wahl geschämt? Gab es denn keinen Anstand? Signifikante Teile der politischen Klasse, nicht nur fünfundzwanzig Minister, ein Bundeskanzler und gar ein Bundespräsident waren im Dritten Reich als höherrangige Mitglieder von NSDAP, SA oder SS tätig. Nicht selten reichten einige alberne und verlogene Sätze zur Demokratie aus, um nach 1945 weiter Karriere machen zu können.

Zwar fanden in Nürnberg die Kriegsverbrecherprozesse der Siegermächte statt, doch diese betrafen zahlenmäßig nur wenige Täter an der Spitze der Unrechtspyramide. Rückblickend wirken sie fast wie eine symbolische Handlung. Schnell wurde die Strafverfolgung weiterer, in der Nahrungskette höherrangiger Nazis, wieder eingestellt. Westdeutschland wurde als Verbündeter im Kalten Krieg benötigt, unser Land sollte das zukünftige Schlachtfeld sein. So sind viel zu viele mit ihren Taten aus dem Dritten Reich ungeschoren davongekommen. Damit ziele ich nun nicht auf untere Wehrmachtsangehörige oder kleine Karrieren wie die meines Vaters, sondern auf Personen wie etwa den Marinerichter Hans Filbinger, *den furchtbaren Juristen* mit seinen Todesurteilen gegen Soldaten, die nicht mehr an den vom *Führer* verkündeten großartigen *Endsieg* glaubten.

Nach einem Gerichtsurteil von 1978 durfte der Schriftsteller Rolf Hochuth den späteren Ministerpräsidenten der CDU

im Bundesland Baden-Württemberg so bezeichnen. Nach seinem erzwungenen Rücktritt zickte und zeterte Filbinger noch lange bis zu seinem Tod uneinsichtig herum, ihm sei großes Unrecht geschehen.

Sein öffentlich vorgetragenes Argument, *was damals recht war, könne heute kein Unrecht sein*, steht für das mangelnde Unrechtsbewusstsein seiner Generation und ihre große moralische Deformation. Vielleicht waren Filbingers Verhalten und seine Uneinsichtigkeit auch nur die Symptome einer psychischen Erkrankung, aber sein Verhalten kann als ein erschreckender Tiefpunkt der deutschen Vergangenheitsbewältigung angesehen werden.

Leute wie Kiesinger oder Filbinger sollte man als NS-Täter bezeichnen, denn sie waren es definitiv. Oder ich denke an Karl Otto Kaufmann, um ein Beispiel aus meiner Heimatstadt zu nehmen. Dieser herrschte, im wahrsten Sinn des Wortes, von 1929 bis 1945 als **NS-Gauleiter** und von 1933 bis 1945 auch als **Reichsstatthalter** in Hamburg. Über seine Amtssausübung und zu seiner Person schreibt Wikipedia: *er nutzte seine Machtstellung zur Bereicherung und Schaffung eines beispiellosen braunen Bonzentums, das auch Teil seines Herrschaftssystems wurde. Der Regierende Bürgermeister von Hamburg [...] war faktisch bloßer Befehlsempfänger Kaufmanns.*

Nach 1945 kam Kaufmann zwar in ein Internierungslager, aber verurteilt wurde er nie. In meinem Geburtsjahr 1951 erreichte er in einem Entnazifizierungsverfahren sogar sei-

ne Einstufung als ein *Minderbelasteter* und auch die Freigabe seines Vermögens. Anschließend lebte er bis zu seinem Tod im Jahre 1969 als ein angesehener Bürger wohlhabend in einem schönen Haus im vornehmen Stadtteil Poppenbüttel.

Mich machen solche biografischen Verläufe bis heute fassungslos und wütend. Warum haben er und vergleichbare Personenkreise nie im Gefängnis gesessen? Ist eigentlich keiner von seinen Opfern je auf die Idee gekommen, bei ihm einen Hausbesuch zu machen, wenn schon der Rechtsstaat so kläglich versagt? Wo war die Zivilgesellschaft, um solches Unrecht zu ahnden? Warum hat sich niemand dagegen gewehrt? Sein Werdegang steht für mich exemplarisch für die unzureichende Bestrafung vieler höherrangiger Nazitäter.

Um über sie zu sprechen muss man gar nicht immer das so unappetitliche Beispiel des Staatssekretärs Hans Globke aus der Regierung Adenauer heranziehen, den berüchtigten juristischen Kommentator der Nürnberger Rassengesetze aus dem Jahr 1935, oder gar von so schmutzigen Politikern wie Kiesinger und Filbinger reden, deren Umgang mit ihrer Vergangenheit es für zahlreiche Jüngere wie mich so unglaubwürdig machte, dass sie sich nach 1945 tatsächlich grundlegend geändert hätten.

Überall lebten große und kleine Kiesingers und Filbingers, Globckes und Kaufmanns, die sich nach der Niederlage von 1945 vergleichbar verhielten. Ihre Biografien erklären die große Skepsis meiner Generation gegenüber der westdeut-

schen Nachkriegsrepublik und den großen Zorn, mit dem sich ein großer Teil von uns in den 1960ern diesem Land antiautoritär verweigerte.

Bis weit in die 1980er hörten sich die Geschichten, die uns Nachkriegskindern über das Dritte Reich erzählt wurden, immer wieder so an, als sei außer Hitler und seiner unmittelbaren Clique von direkten Gefolgsleuten eigentlich auch niemand schuldig gewesen. Und diese waren ja glücklicherweise alle tot, womit höchst erfolgreich die Basis eines erschreckend einfachen und perfekten Verdrängungsmechanismus gegeben war. Auch wenn es durchaus einzelne sehr mutige Ausnahmen gab, wie den herausragenden Frankfurter Staatsanwalt Fritz Bauer, der die *Auschwitz-Prozesse* gegen mächtige politische und gesellschaftliche Widerstände durchsetzen konnte und damit zu einer der wenigen positiven Figuren in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte wurde.

Dieser Umgang mit dem Nationalsozialismus ist neben den Taten selbst die *Zweite Deutsche Schuld*, wenn man der Begrifflichkeit des Schriftstellers Ralph Giordano folgen möchte. Erst als in den späten 1960ern die Nachkriegsjahrgänge begannen, sich mit dem Nationalsozialismus zu beschäftigen, änderte sich dies ein wenig.

Das folgende Foto zeigt mich und meinen Kinderwagen nahe der Wohnung meiner Eltern. Im Hintergrund sind die Schienen der damals so genannten Trümmerbahn zu sehen. Sie führte aus der Innenstadt in den Stadtteil Horn, dort

entlang der Straße Hermannstal zum Stadtrand nach Öjendorf. Dort stand eine große Steinmühle, in der Trümmer und Schutt der zerbombten Viertel zermahlen wurden. Viele der Hügel in Hamburg, etwa im Öjendorfer oder im Horner Park bestehen aus ehemaligen Kriegstrümmern. Geradezu perfekt symbolisiert dieses Foto mein Nachkriegsleben.

Abbildung 20: Als Kleinkind an der Trümmerbahn



Im Jahr meines vierten Geburtstags wurde die Bundesrepublik wieder zu einem souveränen Staat, zu mindest formal. Ein besetztes Land blieb sie bis 1990, auch wenn die westlichen Siegermächte von uns, ebenso wie die östlichen Besatzer im anderen Deutschland, *Freunde und Beschützer* genannt wurden.

Meine Großeltern, bei denen ich ein Großteil meiner Kindheit verbrachte, lasen regelmäßig das *Hamburger Abendblatt*, ihre Tageszeitung, und zu Hause stand ein Radio, mit dem ich nachmittags immer gerne den Schulfunk hörte. Anschließend, am späteren Nachmittag, wurden dann jeden Tag die endlos langen Suchlisten des Roten Kreuzes mit Kriegsvermissten verlesen, bei denen ich dann ausschaltete. Die Stimme und der Tonfall des Vorlesers klangen bedrückend. Ich verstand auch nicht, was das sollte und welche Schicksale hier zugrunde lagen. Verglichen mit den Informationsmöglichkeiten im digitalen Zeitalter wuchs ich in der analogen Steinzeit heran.

Dann kommst du in ein Heim

Wenn du nicht brav bist, kommst du in ein Heim. Dieser Satz steht für die Drohung mit Liebesentzug und Deportation. Fast alle Kinder und Heranwachsende meiner Generation haben ihn so oder in ähnlichen Worten in den 1950ern und 1960ern gehört. Er war Teil unserer Erziehung, um Unterordnung und Gehorsam zu erreichen. Auch mein Vater sagte ihn häufiger zu mir. Und einmal, während meiner Pubertätswirren, in der Zeit der Beatmusik, brachte ihn sogar mein Klassenlehrer: *Michael gehört vielleicht in ein Heim.* Solche Sätze vergisst kein Kind. Doch sie waren keineswegs so außergewöhnlich, wie sie heute klingen, sie entsprachen der Mehrheitsmeinung in Pädagogik und Erziehung zwischen 1945 und 1970.

Mehrfach erlebte ich tatsächlich mehrwöchige Heimaufenthalte, glücklicherweise nicht dauerhaft, sondern als eine Maßnahme der Verschickung. Heute würde man wohl von Kinderkuren sprechen, allerdings haben sich Anlaß, Inhalt und Form grundlegend verändert. In den Nachkriegsjahrzehnten sollten solche *Verschickungen* helfen, gesunde Kinder aufzuziehen. In heute unvorstellbarer Weise bedeutete Kindheit nach dem Krieg für viele ein Leben in zerstörten Städten, in beengten Wohnverhältnissen sowie zu wenig

und mangelhafte Ernährung. Erst mit dem Wirtschaftswunder änderten sich die Lebensbedingungen in den 60ern zu bescheidenem Wohlstand für breitere Bevölkerungskreise.

Abbildung 21: Eltern und Kinder in Westerland auf Sylt



Zum besseren Verständnis dieser Verschickungen möchte ich das Menschen- und Gesellschaftsbild der Nachkriegsjahrzehnte heranziehen. Es war, wie sollte es auch anders sein, fast nahtlos aus der Zeit des Dritten Reichs übernommen worden, ebenso wie das Verständnis von sozialen Beziehungen und der Stellenwert von Kindern in Pädagogik und Gesellschaft. Bis weit in die 1970er bestimmten Vorstellungen und Ideologie des willhelminischen Obrigkeitsstaats und nationalsozialistisch geprägtes Gedankengut den Umgang mit Kindern und Jugendlichen, die sich in großer

Kontinuität in die Nachkriegsgesellschaft übertragen hatten, als eine der vielen Erbschaften des Dritten Reichs. Dieses schlug massiv auf die Zustände in der Heimerziehung durch, die mit heutigen Augen furchtbar erscheinen.

Reaktionäre und faschistoide Erziehungsratgeber wie die Bücher der Ärztin Johanna Haarer fanden auch nach Kriegsende noch zahlreiche Leser. Ihr Buch für die *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind* wurde sogar bis 1996 aufgelegt und massenhaft verkauft. Nach heutigen Maßstäben verbreitete es eine kinderfeindliche und inhumane Ideologie. In ihren Büchern wird vermittelt, Eltern sollten Kindern möglichst wenig Zuneigung und Rechte geben. Dann würde die Erziehung schon gut gelingen. *Was dich nicht umbringt, macht dich fit*. Solche Vorstellungen muten in der Gegenwart an wie die dunklen Jahre der Hexenverbrennungen. Besonders in der Psychiatrie und in der Heimerziehung wüteten schlechter und traumatisierender Umgang mit Kindern.

Die Beachtung von gesellschaftlichen Regeln galt als wichtig. *Das tut man nicht* lautete einer zentralen Sätze Nachkriegsdeutschlands. Unsere Eltern hatten es getan, sich mit dem Nationalsozialismus eingelassen. Nun war es wichtig, das zu tun, was alle taten. Nur nicht auffallen und anecken, nicht kreativ sein und keine eigenen Gedanken oder gar eine exponierte Meinung vertreten. Immer schön der Obrigkeit gehorchen. Untertaneneigenschaften, die mit dem Gesellschaftssystem einer bürgerlichen Demokratie nicht verträglich sind. Eine heute unvorstellbare geistige und soziale

Enge bestimmte den Alltag und das gesellschaftliche Leben bis weit in die 1970er. Verlierer mit gebrochenem Rückgrat können nicht aufrecht stehen und auch keine guten Vorbilder für ihre Kinder sein.

Dauerhaft in die Obhut eines Heims kamen Kinder zwischen 1950 und 1970 im wesentlichen aus zwei Gründen: einerseits als Betreuungsmaßnahme für Waisenkinder, die im Krieg ihre Familien verloren haben, und andererseits als Vormundschaft über uneheliche Kinder, wenn die Jugendämter zu der Auffassung kamen, ledige Mütter könnten ihre Kinder nicht allein aufziehen. Ein uneheliches Kind zu bekommen oder zu sein, galt in der Gesellschaft der 1950er als ein furchtbarer Makel, der umfassende Diskriminierungen und Ausgrenzungen mit sich brachte, sowohl für die Mutter und als auch für ihr Kind.

Aber nicht nur Waisen und unehelich Geborene, sondern auch noch weitere Kinder und Jugendliche wurden in Heime abgeschoben, wenn sie als verhaltensauffällig nicht in das herrschende konservative, autoritäre Weltbild passten oder als unangepasst oder schwierig galten. Je unruhiger in den 1960ern die Zeiten wurden, desto mehr übernahm Heimerziehung anfangs auch die Funktion der Disziplinierung und Verwahrung von rebellischem Nachwuchs. Bis in die siebziger Jahre existierte gar ein Straftatbestand, der sich *sittliche Verwahrlosung* nannte. Er ermöglichte, dass Eltern oder staatliche Instanzen gegen unangepasste Kinder und Jugendliche vorgehen konnten, um sie zu unterwerfen.

Als sittliche oder sexuelle Verwahrlosung wurde mehr oder weniger alles bezeichnet, die dem Establishment nicht gefiel. Wie man in damaligen Akten nachlesen kann, genügten als Symptome schon Respektlosigkeit, ein eigener Wille, Widerworte, Aufsässigkeit, ein Leben in Wohngemeinschaften, lange Haare und mangelndes Schamgefühl. Oder sexuelle Selbstbestimmung, die Einnahme der Pille, freche Ansichten, grundloses Lachen, ein sogenannter schlechter Umgang, falsche Freunde oder mangelnder Gehorsam gegenüber Eltern, Lehrern und anderen Autoritätspersonen. Was für die einen persönliche Freiheit der Lebensgestaltung war, galt anderen als sittliche Verwahrlosung.

Es ging um nichts anderes als Macht- und Herrschaftsausübung, besonders in den Anfangsjahren der Jugendrevolte. Bis in die 1970er gab es noch psychiatrische Lehrbücher, in denen grundloses Lachen oder unangemessene Heiterkeit als zweifelsfreie psychiatrische Krankheitssymptome aufgeführt wurden. Aus heutiger Sicht wirkt dies erbärmlich und man könnte darüber laut lachen, wäre es für die betroffenen nicht so bitter gewesen.

Mit Fürsorge, Sozialpädagogik oder gar Rechtsstaat nach heutigem Verständnis hatte die Heimerziehung der 1950er und 1960er nur wenig zu tun. Heime waren in der Regel Orte von Repression und Gewalt, Wegschließen und Folter, physisch wie psychisch. Vielfach gab es Schläge und sexuellen Missbrauch, nicht nur in katholisch geleiteten Einrichtungen. Statt Betreuung, Erziehung und Ausbildung erlebten die Kinder überwiegend Härte, Disziplinierung und De-

mütigungen, oft verbunden mit ihrer Ausbeutung als billige Arbeitskraft. In einigen der Heime mussten Kinder sogar schwere und gefährliche Arbeiten ausführen. Heute würde man derartiges *Zwangsarbeit* nennen, denn es handelte sich um Tätigkeiten ohne Lohn und Sozialversicherung.

Als ein ganz besonders übler Ort war das katholische Konradhaus in Schelklingen verschrien, in dem die Kinder im Steinbruch arbeiten mussten. Ein anderer die Außenstelle Freistatt der diakonischen Anstalt Bethel, nahe Bremen, in der nach dem Krieg die Heimkinder zur Zwangsarbeit ins Moor geschickt wurden, Mit Fußfesseln, um sie an einer Flucht zu hindern. Ähnlich wie im Dritten Reich die Moorsoldaten, die Insassen des Konzentrationslagers Börgermoor.

Umgangssprachlich bezeichnete man im Alltag Heime auch als Besserungsanstalten, doch besser wurde dort selten etwas. Mitte des Jahrzehnts forderte gar die BILD-Zeitung, die Speerspitze des Establishments gegen die aufbegehrende Jugend, vehement die Inhaftierung von langhaarigen Jungen und Gammlern. *Sperrt sie weg*, schrie Volkes selbsternannte Stimme.

Besonders heftig tobten sich Misshandlungen und sexueller Missbrauch in kirchlichen Heimen aus. Jedes dritte Heimkind soll laut Schätzungen von Misshandlungen betroffen gewesen sein. *Es wurde schikaniert, geprügelt, sogar vergewaltigt. Was in deutschen Kinderheimen unter Erziehung verstanden wurde, lässt heute das Blut in den Adern gefrieren. Das Leid der*

Kinder muss so unermesslich gewesen sein, dass viele es nur ganz tief in sich verschließen konnten. Die Opfer, obnehin oft traumatisiert, schwiegen aus Scham. Erst in den vergangenen Jahren haben sie angefangen zu reden und Gerechtigkeit zu fordern, so formulierte im Jahr 2008 ein längerer Kommentar im Hamburger Abendblatt.

Misshandlungen, Missbrauch und sexuelle Gewalt sind aber keine ausschließlich deutschen Phänomene, auch wenn sie in unserem Land durch Obrigkeitsdenken und dem endlos langen Weg vom Nationalsozialismus hin zu demokratischen Verhältnissen besonders ausgeprägt waren. Weltweit wurden in den vergangenen beiden Jahrzehnten unzählige weitere Fälle von Misshandlung und sexuellem Missbrauch in die breite Öffentlichkeit getragen, vor allem aus dem Umfeld der katholischen Kirche, wo derartiges gang und gäbe war, hervorgerufen durch autoritäre Strukturen, religiöse Indoktrination und wahnhafte Sexualfeindlichkeit.

In England und Irland wurden erst im Jahr 1996 die letzten Heime der grausamen Magdalene Sisters geschlossen, die berüchtigten Zwangslager und Folteranstalten katholischer Nonnen für *gefallene Mädchen*, wie es in ihrem Weltbild hieß. 2014 ging durch die Presse, dass in der Republik Irland unter dem St. Mary's Mother and Baby Home, einem ehemaligen Heim für alleinstehende Mütter und ihre unehelichen Kinder, betrieben von den *Schwestern der Bon Secours*, die Skelette von mehr als achthundert Babys und Kleinkindern gefunden wurden. Da sie unehelich geboren waren,

galten sie in den katholisch beherrschten Gesellschaften als nicht willkommen. Als sogenannte *Kinder der Sünde* wurden sie entsprechend grausam und schlecht behandelt. Daher erscheint es mir nicht verwunderlich, dass so viele zu Tode gekommen sind. Trotz aller Aufklärungsbemühungen der Zivilgesellschaft von Misshandlungen und Missbrauch betreibt die katholische Kirche in Deutschland bis heute eine Orgie der Vertuschung und Strafverhinderung zugunsten der Täter und Täterinnen aus ihren Reihen. Dies wird durch begünstigt, dass kirchliche Strukturen zu lasten der Opfer bis in die Gegenwart einen weitgehend rechtsfreien Raum darstellen. Ich bin nicht religiös, für mich herrschen in der katholischen Kirche sexuell gestörte Männer in albernen, bunten Verkleidungen. Das können sie gerne tun, aber es sollte bei drakonischer Strafandrohung konsequent unterbunden werden, dass sie sich an Kindern vergreifen.

Vor diesem Hintergrund ist es eben auch kein Zufall, dass im Verlauf der 1970er die Angehörigen der RAF, der terroristischen Rote Armee Fraktion, die große Gruppe der misshandelten Heimkinder für ein wichtiges revolutionäres Subjekt gehalten haben. Dies erwies sich allerdings als eine grobe Fehleinschätzung.

Neben der dauerhaften Heimerziehung, in der Kinder und Jugendliche unbegrenzt verwahrt wurden, gab es auch die sogenannten *Kinderverschickungen*, an denen zwischen 1950 und 1970 mehrere Millionen Kinder teilnahmen und oft tief traumatisiert zurückkehrten. Zwei Verschickungsaufenthalte habe auch ich erlebt, deshalb gucke ich hier in die-

ses Thema hinein. Als Kleinkind soll ich schwächlich gewirkt haben, selbst wenn ich mich nie so gefühlt habe. Mein ausgezehrter Gesundheitszustand war auch nichts persönliches, sondern Folge der Nachkriegsnot. So schickte mein Hausarzt, ein Freund meines Vaters, der als einer der wenigen das Inferno von Stalingrad und die russische Gefangenschaft lebend überstehen konnte, mich als Kleinkind mehrfach zu Behandlungen mit Höhensonne. Zusätzlich musste ich lange Zeit jeden Tag mehrere Löffel Sanostol schlürfen, ein fürchterlich süßer Lebertran, der meine Ernährungsmängel ausgleichen sollte.

Doch es reichte nicht. Deshalb verordnete er mir im Alter von sechs Jahren, kurz bevor ich zur Schule kam, einen längeren Kuraufenthalt. Zunächst musste mein Vater mich einem Arzt der DAK vorstellen, der Krankenkasse meiner Eltern, denn sie bezahlte die Kur. Auf dem Hauptbahnhof bestieg ich dann im Januar 1958 mit hundertfünfzig oder mehr Kindern einen Sonderzug, gezogen von einer großen Dampflokomotive, der uns als Sammeltransport in ein Kinderheim nach Muggendorf in Franken brachte. Dort musste ich sechs lange Wochen aushalten. Schwestern vom Bayerischen Roten Kreuz pöppelten uns mit gesunder Luft, reichlich Essen und schlechter Behandlung auf. Generell standen Kinderkuren unter Leitung von Ärzten.

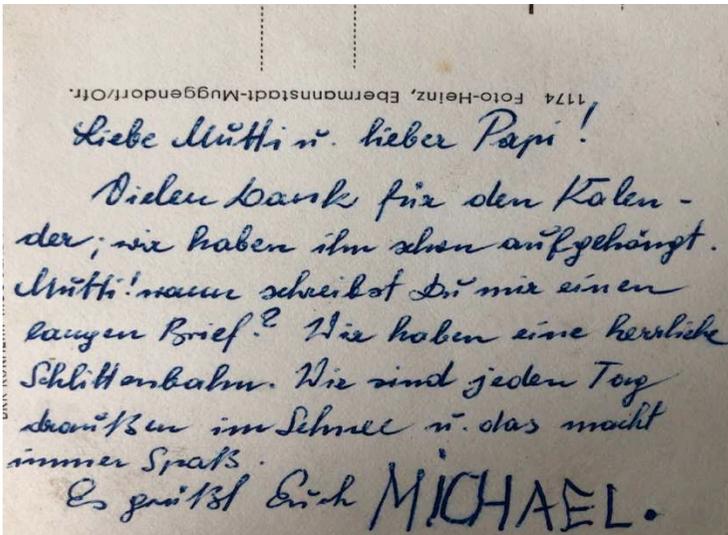
Sicherlich hatten meine Eltern meine Kur mit guten Absichten eingeleitet, aber in meinem Kopf wabern sehr zwiespältige Erinnerungsbilder: große Schlafsäle, Metallbetten, eine strenge und kalte Atmosphäre, Zwangsernährung. Da-

zu Schwestern mit großen weißen Schürzen, die wir *Tanten* nennen mussten, häufige ärztliche Untersuchungen, bei denen wir immer nackt und frierend vor den Behandlungszimmern warten mussten, bis wir dran waren. Bis auf eine Postkarte nach Hause, deren Inhalt zensiert wurde, durften wir keinerlei Kontakt zu unseren Eltern haben. Der Text wurde uns vorgegeben, wie unschwer an der Schrift zu erkennen ist. Ich musste nur noch unterschreiben. Nie habe ich meine Eltern mit Mutti und Papi angeredet. Vermutlich haben alle Kinder, die sich in Muggendorf aufhielten, solche Karten verschickt.

Abbildung 22: Postkarte an meine Eltern 1



Abbildung 23: Postkarte an meine Eltern 2



Im November 2019 entdeckte ich eine Ankündigung für einen Kongress zum Thema *Das Elend der Verschickungskinder*. Das bin ich, dachte ich, und entschied mich, kurzfristig daran teilzunehmen. Ich war sehr neugierig, was andere Betroffene über ihre Heimerfahrung berichten würden. *Verschickungskinder*, das war nach 1945 der Sammelbegriff für das Verbringen von Klein- und Schulkindern wegen gesundheitlicher Probleme in Kindererholungsheime [...] in den 50/60/70er bis in die 80/90er Jahre. Die Kleinkinder wurden allein, in Sammeltransporten, dorthin verschickt. Die Kinder erinnern diese Verschickungen als traumatisch, verkünden die Organisatorinnen in ihrer Veranstaltungsbroschüre.

Abbildung 24: Kongress zur Kinder-Verschickung 2019

**VERSCHICKUNGSHEIME –
DAS TRAUMA DER
VRSCHICKUNGSKINDER**

Erster Kongress
vom 21. bis 24 November 2019
auf Sylt



mit dem Ziel, diesem Thema
öffentliches Gehör zu verschaffen

**Beginn am 21.11. um 17 Uhr
im Rathaussaal von Westerland**

In der Presseankündigung lese ich: Nach grober erster Schätzung sind in den 50/60/70er und bis in die 80/90er Jahre hinein ca. acht Millionen Klein- und Schulkinder ab 2. Lebensjahr allein über sechs bis acht Wochen, oft verlängert auf viele Monate, ohne ihre Eltern verschickt worden. Die Stätten waren Kinderkurheime und Kindererholungsstätten auf den nord- und ostfriesischen Inseln, in den Mittel- und Hochgebirgen. [...] Die Eltern hatten kein Besuchsrecht.

Die Kinder waren der Institution und ihren Bedingungen hilflos und allein ausgeliefert. [...] Es werden Essenszwang und gewalt-

tätige Einfütterung bis zum Erbrechen, harte Behandlung, Erniedrigungen, Strafen, Verbote, u.w. erinnert.

Auch in meinem Heim in Muggendorf herrschte ein strenges Regime, und ich war dort wenig glücklich. Ein Klima von Geborgenheit, Wärme und gar Wohlfühlen erinnere ich nicht. Wir wurden mit schrecklichem Essen gemästet, es gab zwangsweisen Mittagsschlaf. Ob sie auch mir Beruhigungsmittel und Spritzen gegeben haben, wie es aus anderen Heimen berichtet wird? Vermutlich ja. Regelmäßig wurden wir medizinisch untersucht. Was sie mit uns dabei gemacht haben, kann ich nicht mehr sagen, meine Erinnerungsbilder sind unangenehm und bleiben unscharf.

Die Heimleitung übten Mediziner aus, die bereits im Dritten Reich als Ärzte gearbeitet hatten. Dies erklärt den harten und autoritären, oft grausamen Umgang mit den Heimkindern. Vor 1945 war die Ärzteschaft, bis auf wenige Ausnahmen, ein erzkonservativer gehobener sozialer Stand, und kann als einer der staatstragenden Faktoren des nationalsozialistischen Welt- und Menschenbilds gesehen werden.

Ärzte haben in der Zeit des Nationalsozialismus nicht nur wegesehen und geschwiegen, sondern auch aktiv an der systematischen Ermordung von Kranken und sogenannten gesellschaftlichen Randgruppen mitgewirkt. Sie haben Tod und Leiden von Menschen herbeigeführt, angeordnet oder gnadenlos verwaltet. Außerdem haben sich führende Vertreter der Ärzteschaft an der Ver-

treibung ihrer jüdischen Kolleginnen und Kollegen beteiligt, so schreibt Carsten Vilmar auf der Website der Bundesärztekammer.

Als Sozialwissenschaftler habe ich mich unter einem historischen Blickwinkel intensiv mit der unmenschlichen Behandlung von Kindern und Jugendlichen in der Heimerziehung beschäftigt. Besonders zu Anfang des zweiten Jahrzehnts im 21. Jahrhundert, als dieses Thema breit in der Öffentlichkeit diskutiert wurde, als fast täglich neue Fälle von Missbrauch aufgedeckt wurden.

Die erste *Unabhängige Beauftragte der Bundesregierung*, die zur Aufarbeitung des sexuellen Kindesmissbrauchs am sogenannten *Runden Tisch* eingesetzt wurde, habe ich persönlich kennengelernt. Mehrfach konnte ich mit ihr diskutieren. Für mich agierte sie als eine sehr integre Person, aber ein Runder Tisch kann eine konsequente Strafverfolgung nicht ersetzen, sondern nur begleiten. Viel zu viele Täter, insbesondere aus dem Umfeld der katholischen Kirche, konnten sich ihrer Verantwortung vor einem weltlichen Gericht entziehen. Wegen der besonderen Schwere ihrer Taten hätten sie in in Gefängnissen sitzen müssen.

Zu meiner eigenen Verwunderung habe ich bis zur Teilnahme an diesem Kongress meine persönlichen Erlebnisse in Muggendorf nie mit dem Thema des Missbrauchs in Verbindung gebracht. Manchmal schützen uns offenbar das Vergessen und ein großer blinder Fleck. Von der Veranstaltung auf Sylt kam ich tief enttäuscht zurück, denn ich hatte mehr

erwartet, sehr viel mehr. Mehr an Tiefgang und mehr an wissenschaftlicher Seriosität. Für mein Verständnis hätte der Eröffnungsvortrag einer Historikerin deutlich intensiver in der Lage sein sollen, die Vorgänge der Heimverschickung in Bezug zu den materiellen Lebensbedingungen der 1950er und 1960er zu setzen. Auch der Wandel der gesellschaftlichen Vorstellungen über Pädagogik und Erziehung sowie die Rolle der Ärzteschaft, die solche Heime leitete, hätte stärker einbezogen werden müssen. Wenn man sich mit diesem wichtigen Thema der Öffentlichkeit stellt, sollte man sorgfältig arbeiten. Wenigstens führte sie aus, dass die von den Veranstaltern genannte hohe Zahl von acht Millionen Verschickungskindern realistisch eher bei etwa zwei bis vier Millionen gelegen haben wird, was immer noch erschreckend viel ist.

Anschließend referierte eine Trauma-Therapeutin, offenbar keine geschützte Berufsbezeichnung. In einem für mich fragwürdigen Vortrag lotete sie die Heimerlebnisse der verschickten Kinder aus. Nach meinem Verständnis hätte sie sehr viel präziser den Begriff eines Traumas verwenden sollen, denn nicht jede unglückliche Kindheit, nicht jedes Problem zwischen Eltern und Kindern stellt ein Trauma dar. Und nicht jedes Kind war ein Opfer.

Bezeichnet man derart undifferenziert, wie die Referentin es tat, jedes unangenehme kindliche Erlebnis als ein Trauma, so tut man denjenigen erneut Unrecht an, die als Kind tatsächlich ein Trauma erlebt haben. In meinen Augen wurde mit ihrem Vortrag die große Chance vertan, die Aufklä-

rung der Misstände in der Kinderverschickung voran zu bringen. Trotz meiner persönlichen Enttäuschung gelang es diesem Kongress, die Erkenntnis in die Öffentlichkeit zu transportieren, dass über viele Jahre unzählige der Verschickungskinder schädigend behandelt wurden und ein signifikanter Teil davon dermaßen schlecht, dass man berechtigterweise von traumatischen Erfahrungen sprechen muss.

Glücklicherweise sind die heutigen Erkenntnisse über eine kindgerechte humane Erziehung und Pädagogik grundsätzlich andere als in der Nachkriegszeit, dies nicht zuletzt als Auswirkung der Kulturrevolution der 1960er. Sie leitete einen wissenschaftlichen Umdenkungsprozess in Deutschland ein. Erst in den 1970ern hat sich auf breiter Basis die Erkenntnis durchgesetzt, dass eine Trennung von Mutter und Kind in den ersten Lebensjahren schädlich sein kann, etwa in Kinderkrankenhäusern.

Familie und Volksschule

Trotz meiner vielen familiären Defizite förderten meine Eltern und Großeltern mich sehr, und ohne Zweifel wollten sie nur Gutes für mich. Sie liebten mich so gut, wie sie es eben konnten. Das möchte ich unmissverständlich aussprechen. Auch hinsichtlich der vielen Probleme, die mehr oder minder meine ganze Generation mit ihren Eltern hatte, gehe ich nie von bösen Absichten aus, auch wenn mir dies als Autor manchmal unterstellt wird, nur weil ich beschreibe, wie es war.

Schon vor Beginn der Schulzeit hatte ich lesen und ein wenig schreiben gelernt. Auch brachten sie mich regelmäßig in den Horner Turnverein, wo ich zweimal in der Woche am Kinderturnen teilnahm. Doch erst recht spät, mit sieben-einhalb Jahren, kam ich Ostern 1959 in die Schule. Vorher hatte ich ein Jahr im Schulkindergarten verbringen müssen, weil ich trotz Höhensonne, Sanostol und der Verschickung nach Muggendorf auf die Erwachsenen immer noch sehr schwächlich und kränklich gewirkt haben soll, auch wenn ich mich nicht so gefühlt habe. Durch diese späte Einschulung gehörte ich dann zu den Älteren in meiner Klasse. Ein angenehmer Zustand.

Abbildung 25: Beim Kinderturnen 1958



Ich besuchte die Volks- und Realschule Beim Pachthof 15 an der heutigen U-Bahnstation Horner Rennbahn. Während der Zeit des Nationalsozialismus trug sie den Namen Ostlandschule. Dort habe ich mich wohl gefühlt, in meiner Erinnerung war es eine angenehme und friedliche Zeit ohne Probleme und Konflikte. Meinen Alltag verbrachte ich zwischen unserer Wohnung, dem Behelfsheim meiner Großeltern und der Schule. Um unseren Lebensunterhalt zu sichern, hatte meine Mutter kurz nach meiner Geburt wieder angefangen zu arbeiten. Daher hielt ich mich weiterhin täglich bei Oma und Opa auf, die ich sehr liebte. Mein Vater empfand es als demütigend, dass sein Gehalt nicht reichte, um uns zu ernähren. Die Akzeptanz von berufstätigen Frauen, sollte sich erst später durchsetzen.

Abbildung 26: Schule beim Pachthof 1



Abbildung 27: Schule beim Pachthof 2



Meine Erziehung war so, wie sie damals mehr oder weniger alle Heranwachsenden erlebten: konservativ, autoritär bestimmt und sexualfeindlich, gleichermaßen in meiner Familie wie auch auf gesellschaftlicher Ebene. Dieser Erziehungsstil wird prägnant und anschaulich in einem herausragenden Buch dargestellt, in dem ich mich wiederfinde: *Die geprügelte Generation: Kochlöffel, Rohrstock und die Folgen*, aus dem Jahre 2012, verfasst von Ingrid Müller-Münch. Es beschreibt das Erziehungsklima für Kinder und Jugendliche nach 1945.

Als Kind wurde ich von meinen Eltern glücklicherweise nur wenig geschlagen, aber ich hatte zeitweise Angst davor. Von meiner damaligen Freundin, sie sechzehn, ich achtzehn, erfuhr ich später, dass an ihrem Gymnasium einzelne Mädchen von ihren Mitschülerinnen nach Hause begleitet werden mussten, damit sie bei schlechten Zensuren oder anderen Schulproblemen nicht von ihren Eltern geprügelt werden.

Auch zu dem Thema der Familiengeheimnisse in der Nachkriegszeit gibt es ein vertiefendes und sehr lesenswertes Buch. *Hinter der Tür warten die Gespenster. Das deutsche Familiendrama der Nachkriegszeit*. 2017 veröffentlicht von Florian Huber.

Abbildung 28: Hinter den Türen warten die Gespenster



Fast jeder, den ich kannte, stammte aus dem, was wir als Jugendliche vereinfachend unsere *kaputten Familien* nannten, auch wenn sich die konkreten Ausprägungen individuell sehr unterschiedlich zeigten. Hinter den Türen war es dunkel und finster, dort lauerten tatsächlich furchterregende Gespenster. *Wir haben doch alle mit unseren Familien gekämpft*, sagte Jahrzehnte nach Ende unserer Schulzeit eine Jugendfreundin über das Verhältnis zu unseren Eltern.

Mein Vater wurde 1916 mitten im Ersten Weltkrieg geboren und machte vor Beginn des zweiten eine Berufsausbildung als Speditionskaufmann in der Hamburger Firma Kühne & Nagel. Für seine Herkunft aus einer Handwerkerfamilie galt das als ein großes Stück an sozialem Aufstieg. Als nach der nationalsozialistischen Machtübernahme Hitler im März 1935 die Wehrpflicht einführen ließ, meldete sich er als Freiwilliger zur Luftwaffe. Zu diesem Zeitpunkt war mein Vater neunzehn Jahre alt und wird vermutlich in diesem Schritt die Möglichkeit zu Erfolg und weiterem sozialem Aufstieg gesehen haben. Er und seine Generation waren hungrige, junge Männer, die aus der großen Not und dem Elend nach der Weltwirtschaftskrise heraus wollten und bessere Lebensbedingungen suchten. Mit großer Hoffnung werden sie nach dem gegriffen haben, was Hitler ihnen versprach. Den Preis dafür ahnten sie nicht.

Einige Spuren seiner Biografie im Dritten Reich konnte ich herausfinden. Nach der Grundausbildung diente er im September 1939 in der *Seefliegerhorst-Kommandantur* in Hörnum auf Sylt, ab Februar 1940 dann beim *Luftgaukommando XI.* in Hannover. Zwischen Mai und Juni 1940 nahm er am Blitzkrieg gegen Belgien und Frankreich teil. Mehrfach ist er in Belgien in Spezialeinsätzen mit dem Fallschirm hinter der Front abgesprungen, nach seinen eigenen Worten waren es *Himmelfahrtkommandos* und *Todesaufträge*, um sehr gezielt Schleusen, Brücken, Verkehrsknotenpunkte und andere strategisch wichtige Ziele anzugreifen. Gefangene wurden bei solchen Kampfaufträgen nicht gemacht. Die vorstehend abgebildeten Orden meines Vaters sind das Kriegs-

verdienstkreuz II. Klasse ohne Schwerter sowie das Eiserner Kreuz II. Klasse. Für die Verleihung wird er Herausragendes geleistet haben, denn bei Kriegsanfang mussten diese Orden noch durch außergewöhnliche Taten verdient werden.

Gern wüsste ich mehr darüber, aber in der Wehrmachtsauskunftsstelle, heute Deutsche Dienststelle WAST, ist darüber nichts mehr verzeichnet. Nach Hitlers Anweisungen zur Verleihung des Eisernen Kreuzes wurde es 1940 ausschließlich *für besondere Tapferkeit vor dem Feind und für herausragende Verdienste in der Truppenführung* verliehen. Mein Vater muss ein sehr mutiger Mann gewesen sein. Zu diesem Zeitpunkt verfügte er über eine Doppelqualifikation als Fallschirmjäger und als Sanitäter. Leider gibt es kaum Aufzeichnungen, wie die psychologische Kriegsvorbereitung der Truppe funktionierte. Mich würde das interessieren.

Was werden sie meinem Vater genau erzählt haben, um ihn zu einem begeisterten Soldaten zu machen? Woran hat er geglaubt? Nach meinen Einschätzungen gehörte er als Fallschirmjäger zu dem vom Nationalsozialismus besonders überzeugten Bevölkerungsteil. Nach dem Sieg im Westfeldzug wurde er dann, wie angesprochen, im Juli 1940 beim Stab *Luftgaurzt Belgien/Nordfrankreich* in Brüssel stationiert. Dort blieb er bis zu seiner Gefangennahme im September 1944. Nach den wenigen Informationen, die er mir als Kind gegeben hat, erreichte er im weiteren Verlauf dann die Dienstgrade eines Oberstabsfeldwebels und eines Hauptmanns.

Nach der militärischen Niederlage von 1945 verbrachte mein Vater zunächst mehrere Monate in einem Kriegsgefangenenlager für Offiziere bei Brüssel und kehrte dann 1946 nach Hamburg zurück. Er arbeitete als kaufmännischer Angestellter in der kleinen Im- und Export Spedition Hagens, Anthony & Co, die einem engen Freund aus Kriegstagen gehörte. Erzählungen nach hatte mein Vater ihm bei einem der Einsätze hinter der Front das Leben gerettet. Dort lernte er auch meine Mutter kennen und bald mussten sie dann meinetwegen heiraten. Als *Verlierer* mit ihr und mir in einem besiegten Trümmerdeutschland in Hamburg-Horn zu wohnen, war sicherlich nicht sein Lebenstraum.

Als Kind war mir nicht bewusst, dass ich einen langjährigen Soldaten zum Vater hatte. Erst sehr spät, rückblickend als Erwachsener, verstand ich so richtig, dass sein Umgang mit mir von seiner mehr als zehnjährigen Wehrmachtzugehörigkeit bestimmt war. Ein Großteil der Kommunikation mit mir erfolgte im Kommandoton, in Sätzen wie *Bauch rein, steh gerade*. Denke ich an meinen Vater zurück, so habe ich große Mühe, mir ihn als den tapferen, mutigen Soldaten vorzustellen, der er im Krieg offenbar war. Meine Erinnerungen an ihn sind bestimmt von einem fast immer unzufriedenen, oft trinkenden und schreienden Wüterich, zumindest bis in die Zeit meiner Pubertät. Manchmal dauerten seine Wutausbrüche stundenlang. An Bestätigung, Anerkennung und gar Lob von ihm kann ich mich nicht erinnern. Versuche ich beim Schreiben dieser Zeilen, mich noch einmal meinem Vater mental zu nähern, erkenne ich eine unglaubliche Härte gegenüber sich selbst und anderen sowie Einsamkeit.

Manchmal saß er endlose Stunden allein in seinem kleinen Zimmer und betrachtete die Fotos aus Brüssel, aus seinen besseren Tagen. Mehrere Male habe ich ihn dabei ertappt, was ihm deutlich peinlich war. Schlimmer als ein fehlender Vater ist einer, der unzugänglich und psychisch beeinträchtigt ist so wie meiner. Mir wäre ein anderer Vater lieber gewesen, der mich unterstützt und gefördert hätte.

Selbst gemessen an den von extremer Armut bestimmten Lebensbedingungen der Nachkriegszeit war meine Familie besonders arm, wozu auch eine lange Krankheitszeit und mehrere Kuraufenthalte meines Vaters beigetragen haben. Als ich zwei oder drei Jahre alt war, erlitt er einen Herzinfarkt und lag für mehrere Monate im Krankenhaus Hamburg-Ochsenzoll. Vielleicht auch ein Grund, warum ich lebenslang mit ihm gefremdelt habe. Es gelang ihm, zwei frühe Herzinfarkte zu überleben, am dritten starb er dann im Sommer 1981 mit vierundsechzig Jahren. Nach seinem Tod wohnte meine Mutter noch fast vier Jahrzehnte allein in der Weddestraße, bevor sie erst vor kurzem als letzte gebürtige Deutsche den Straßenabschnitt meiner Kindheit verließ, um in eine Einrichtung von Betreutem Wohnen zu ziehen.

Spätestens mit Erreichen der Pubertät hatten viele von uns Nachkriegskindern eine unüberwindbare Mauer hochgezogen, die uns vor der Vergangenheit unserer Eltern schützte. Es war ungefährlicher, über die Kriegslehrer zu lachen und die Notstandsgesetze, den Bundeskanzler mit der schmutzigen Nazivergangenheit zu verachten oder den Vietnamkrieg zu bekämpfen, als uns mit den konkreten Erlebnissen

und Taten unserer Väter und Mütter auseinanderzusetzen. Wie auch hätten wir denn in der Lage sein sollen, unsere Väter zu fragen, ob und wie viele feindliche Soldaten sie im Krieg getötet haben? Oder ob sie an Verbrechen beteiligt waren? Oder gar unsere Mütter darauf anzusprechen, ob sie *vom Russen* vergewaltigt wurden?

Seine Arbeit bei Hagens, Anthony & Co übte mein Vater im Chilehaus aus, einem bekannten Baudenkmal aus Backsteinen im Kontorhaus-Viertel der Hamburger Innenstadt. Häufiger besuchte ich ihn als Kind dort. Meist wurde ich dann zum Einkaufen von Alkohol geschickt. Der Alltagsdrink im Büro war Coca Cola mit Rum. Ebenso gehörte der tägliche Absacker in einer Kneipe nach einem Arbeitstag zu seinen Lebensgewohnheiten. Damit konnte er den Zeitpunkt hinauszögern, zu dem er wieder zurück zu seiner freudlosen Familie nach Hamburg-Horn musste.

Mein Großvater schuftete als Zimmermann auf wechselnden Baustellen für den Wiederaufbau. In einem bebilderten Buch hat der Historiker Arne Andersen das Alltagsleben und die Alltagskultur der 50er und 60er treffend beschrieben. Beim Lesen seines *Traums vom guten Leben* habe ich manchmal gedacht, er wäre in meinem Kindheitszuhause in der Weddestraße gewesen und erzählt davon.

Abbildung 29: Der Traum vom guten Leben



Abbildung 30: Mein Vater in seinem Büro



Abbildung 31: Mit meinem Vater beim Fußball 1960



Als Hoffnungsträger unterwegs

In der Volksschule galten meine Zeugnisse immer als ziemlich gut, und ich wurde für begabt gehalten. Wie selbstverständlich forderten meine Eltern, dass ich die höhere Schule besuche. Besonders meinem Vater war es wichtig, und er übte deshalb massiven Druck auf mich aus. In dieser Zeit gab es noch das klassische dreigliedrige Schulsystem. Wer ein Gymnasium besuchen wollte, der musste zum Ende des vierten Schuljahres an einer zehntägigen Aufnahmeprüfung teilnehmen, an einem hartem Selektionsverfahren für bessere Lebenschancen. Lediglich fünf von dreiunddreißig Schülern meiner Volksschulklasse wurden zur Aufnahmeprüfung zugelassen. Ich gehörte wie selbstverständlich dazu. Angelika, das einzige Mädchen dieser Gruppe, konnte nicht bestehen. Sie würde ja auch heiraten und Kinder bekommen im Weltbild der damaligen Zeit. Niemand wird ernsthaft behaupten können, dass diese Sicht ihre Beurteilung nicht beeinflusst hat.

Im Januar 1963 durchlief ich diese Prüfung. So richtig verstand ich das laute Geschrei meines Vaters um die neue Schule zwar nicht, aber als elfjähriges Kind hört man auf seine Eltern. Wäre ich durchgefallen, hätte er vermutlich nie wieder mit mir geredet oder ich wäre in einem Heim

gelandet. Glücklicherweise bestand ich knapp und war vor allem froh, dass er nicht mehr herumtobte und mich anschrie. Tante Grete, die Schwester meines Vaters schickte mir ein Glückwunschtelegramm, das die Post mit einem Boten ins Haus brachte. Später gab sie mir fünf Mark als Belohnung, was für ein Kind damals viel Geld war.

Dass ich mich auf die neue Schule gefreut habe, kann ich nicht berichten. Heute erkenne ich, dass ich neben dem Wunsch meines Vaters, dass es seinem Sohn gut ergehen soll, auch so etwas wie sein *Hoffnungsträger* war. Ich sollte es einmal besser haben als er, stellvertretend für seine geplatzten Lebensträume. So besuchte ich dann nach Ostern 1963 mit der fünften Klasse das Kirchenpauer-Gymnasium in Hamburg-Hamm.

Den Namen trug es nach einem erfolgreichen Kaufmann und Bürgermeister aus dem 19. Jahrhundert. Es war eine reine Jungenschule, die sich dem Ideal einer Erziehung des *männlichen Nachwuchses der Elite* verschrieben hatte. Diese Definition des pädagogischen Selbstbilds entstammt nicht etwa meiner Bosheit, ich habe sie in den nur noch wenigen Unterlagen gefunden, die im Hamburger Staatsarchiv zu meiner ehemaligen Schule noch erhalten sind. Noch heute steht ihr festungsartiges Gebäude aus roten Klinkersteinen an der Ecke Sievekingsallee und Hammer Steindamm, nahe der S-Bahnstation Hasselbrock. Man sieht es auf der linken Seite, wenn man aus der Stadt zur Autobahn am Horner Kreisel fährt. Als Schule wird das Gebäude glücklicherweise schon lange nicht mehr genutzt.

Es ist eine erhebliche Beeinträchtigung der kindlichen Entwicklung, in einer künstlichen Situation ohne Mädchen aufzuwachsen, noch schlimmer aber war der Jahre andauernde gnadenlose Auswahlprozess unter uns Schülern. Schon in der Begrüßungsveranstaltung warnte der Direktor, der sinnigerweise den Vornamen des *Führers* trug, unsere Eltern und uns Kinder, welch rauer Wind nun wehen würde. Auch bei nur mittleren Zensuren sollten unsere Eltern, gemeint waren besonders diejenigen, die aus den Armutsstadtteilen Horn und Billstedt kamen, uns schnell wieder von der Schule nehmen. Wörtlich kann ich mich daran erinnern. Nach einem freundlichen Willkommen klang das nicht, eher wie eine Kriegserklärung.

Auch für mich sollte die Zeit der Unterstufe zu einem Albtraum werden. Das Kirchenpauer war eine miese Schule und erbarmungslos schlug nun die verdrehte Weltsicht meines Vaters mit seinem *Du sollst es einmal besser haben* auf mich ein. Vermutlich bildeten diese Worte einen der am häufigsten missbrauchten Sätze der Nachkriegszeit. Sie standen ja nicht nur für den sehr verständlichen Wunsch vieler Eltern, dass ihre Kinder einen größeren Wohlstand und ein glücklicheres Leben erreichen sollten als sie selbst, also für durchaus verständliche Hoffnungen, sondern auch für die Übertragung und Projektion von psychischen Verletzungen aus Krieg und Nationalsozialismus auf uns als nachfolgende Generation. Mein schulischer Erfolg wurde zum zentralen Lebensinhalt meiner Eltern. Ich musste unbedingt das Gymnasium bestehen.

Hätte ich es nicht geschafft und wäre ich von der Schule geworfen worden, so wäre meine Familie vermutlich zerbrochen. *Du sollst es einmal besser haben*, doch so richtig konnte ich als Kind nicht verstehen, was die Erwachsenen mit diesen Worten meinten. Wie sollte ich auch begreifen können, dass alle ihre Lebensenttäuschungen und verlorenen Träume auf mich projiziert wurden?

Meine neue Schule lag in Hamm, einem Stadtteil, der sich für die damalige Zeit, mit Ausnahme der Quartiere unterhalb des Geesthanges, als ein Wohngebiet der unteren Mittelschicht beschreiben lässt. Hier ging es den Menschen materiell bereits wieder etwas besser als in Horn.

Im Kirchenpauer unterrichtete ein Lehrkörper, in dem eine Mehrheit aus überalterten Wehrmachtsangehörigen herrschte, im wahrsten Sinne des Wortes. Nicht wenige waren *Immer-noch-Nazis-im-Geist*. Zu den Unterrichtenden gehörte auch eine nicht geringe Zahl von Sadisten und Kinderschändern. Ebenso psychisch Erkrankte in bizarrsten Ausprägungen. Gemeinsam übten sie ein autoritäres und reaktionäres Regime aus. Jüngere Lehrer, die nicht vom Zweiten Weltkrieg geprägt waren, gab es zunächst kaum. Auch unterrichteten wie ganz selbstverständlich keine Frauen. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich mich als Kind auf das Gymnasium gefreut und dort gerne gelernt habe. Für mich und nicht wenige meiner Mitschüler war es bis weit in die Mittelstufe hinein eine dunkle Umgebung, ein bedrückender Ort von Leid und Quälerei.

Vor kurzem hatte ich nach über vierzig Jahren wieder mit einem früheren Mitschüler Kontakt, der nach der neunten Klasse 1968 unsere Schule verlassen musste. Er erinnerte mich an den großen Zynismus, den einige Lehrer verbreiteten. So berichtete er, wie der Lateinlehrer die Rückgabe einer Klassenarbeit an ihn kommentierte: *U. hat eine gute Arbeit geschrieben, er hat sich von einer sechs auf eine fünf minus verbessert.* Oder der Mathematiklehrer, der regelmäßig bei der Rückgabe von Klassenarbeiten gehässig zu ihm trompetete, *dann wirst du eben Friseur.* Nichts gegen diesen Berufsstand, aber es war nicht witzig gemeint, es sollte absichtlich verletzen.

Abbildung 32: Das ehemalige Kirchenpauer 1



Abbildung 33: Das ehemalige Kirchenpauer 2



Abbildung 34: Gedenktafel zum Kirchenpauer-Gymnasium



Zum Selbstbild unseres Lehrkörpers gehörte, dass er den zweifelhaften Anspruch erhob, unser Gymnasium sei neben dem Johanneum und Christianeum eine der angesehenen Eliteschulen Hamburgs. Auch wenn ich nur sehr wenig darüber weiß, wie das Klima dort war, kommt mir diese Aussage rückblickend wie eine Wahnvorstellung vor. Tatsächlich war meine Schule nichts anderes als ein lausiges und schmutziges Fort am Rande des Indianergebiets, den Armutsstädteilen im Osten. Wie in London und den meisten Städten ist auch in Hamburg das West-End die erkennbare bessere Gegend im Vergleich zum East-End.

Da meine Schule diejenige Bildungseinrichtung war, die mit Ausnahme des ländlich geprägten Bezirks Bergedorf am weitesten in Hamburgs Osten lag, verfolgte sie den Anspruch, wie unser Direktor es bei meiner Einschulung wörtlich und ohne Scham formulierte, *besonders hart aussieben zu müssen*. Erst einige Jahre später, in der Zeit der sozialdemokratischen Bildungsreformen, entstanden auch in Horn und Billstedt weiterführende Gymnasien.

Neben der Vermittlung des konservativen bis reaktionären Weltbilds galt am Kirchenpauer die soziale Auslese als das wesentliche Unterrichtsziel, besonders eben unter Schülern aus den Armutsstädteilen. Kinder, die aus gutbürgerlichen oder gar akademisch gebildeten Elternhäusern stammten, wurden meist deutlich besser behandelt. Einzelne meiner Mitschüler wurden von Lehrern und auch von uns Klassenkameraden derart übel behandelt, dass sie sich selbst aufgaben und versuchten, durch totale Unterwerfung und sich

tot stellen ihre Schultage zu überleben. Zwar galten für die damalige Zeit ein restauratives Weltbild und eine konservative autoritäre Erziehung als selbstverständlich, aber die schlimmen Verhältnisse am Kirchenpauer-Gymnasium gingen weit darüber hinaus. Für mich war es bis in die Mittelstufe hinein ein Ort von psychischen und sozialen Misshandlungen.

Wie selbstverständliche spielten einige der Lehrer *Teile und Herrsche* mit uns. So bekamen wir verletzende Spitznamen wie *Laubfrosch* oder *Spitzmaus* und wurden in soziale Rollen und Underdogpositionen gedrängt. Die Mehrheit der Unterrichtenden versuchte mit Ritualen und Drill, ihre Macht über uns auszuüben. Gnadenlos haben wir in der Unterstufe einzelne aus unserer Klasse terrorisiert und schikaniert, um nicht selbst zum Ziel von Attacken und Ausgrenzung zu werden. *Fressen oder gefressen werden*. Heute kann ich erkennen, was wir einzelnen von uns angetan haben und schäme mich für meine Beteiligung.

Um den Lehrern die soziale Selektion zu erleichtern, stand in den Klassenbüchern hinter unseren Namen immer auch der Beruf des Vaters. Bei meinem war *kaufmännischer Angestellter* angegeben, womit ich zumindest nicht zum offensichtlichen Bodensatz gehörte. Mehrere Schüler, deren Väter etwa Schlachter oder Versicherungsvertreter waren, haben diese Berufsangaben als peinlich und diskriminierend empfunden.

Wir Kinder aus Horn und Billstedt konnten manchmal schon aus der Art, wie mit uns und über uns gesprochen wurde, deutlich fühlen, dass wir weniger willkommen waren. So kamen in Diktaten im Fach Deutsch keine Straßennamen aus meinem Stadtteil Horn oder gar aus Billstedt vor, dafür aber welche aus Hamm und dem wohlhabenden Bezirk Marienthal. Wir mussten wissen, wie der Chapeaurougeweg richtig geschrieben wird, nicht aber, wie man die Straßen und Wege meiner Umgebung wie Hermannstal, Culinstraße oder Washingtonallee buchstabiert. Uns Kindern war damals nicht bewusst, dass wir im Rennen um den sozialen Aufstieg um die Wette liefen und aufeinander losgelassen worden waren. Und ich gehörte zu denen, die einen der schlechteren Startplätze gezogen hatten.

Der Kreis derjenigen Schüler, die zum Ende jedes Schuljahres regelmäßig gegen das Sitzenbleiben kämpfen mussten, um dann irgendwann doch gedemütigt ausgesondert zu werden, lässt sich klar beschreiben. *Ostler* aus den unterprivilegierten Gebieten. Erwinnere ich mich an einige meiner herausgeworfenen Mitschüler, so verstehe ich heute nur zu gut, dass M. aus der ärmlichen Märchensiedlung, G.P. aus dem Hermannstal oder U. vom Oberschleems wohl nie reale Erfolgchancen auf ein Abitur hatten.

Mehrere Mitschüler, die ich rückblickend als durchaus klug einschätze, haben die Unter- und Mittelstufe nicht geschafft. Entweder blieben sie sitzen, oder es gab Disziplinarmaßnahmen, wie es hieß. Einzelne wie etwa A. verschwanden einfach so von der Schule, von einem Tag auf den anderen.

Ihre Eltern hätten sie von der Schule genommen, hörten wir dann als Erklärung. Tatsächlich wurde er hinausgeworfen, weil er den Klassenlehrer geschickt übertölpelt und ihn grandios vorgeführt hatte, indem er einen nicht vorhandenen Aufsatz aus seinen Händen vorlas. Für diese große Kreativität hätte er eigentlich Anerkennung verdient gehabt. Ebenso konnten sich keine Schüler aus der berüchtigten Billstedter Arme-Leute-Siedlung Sonnenland, nomen est omen, auf unserem Gymnasium halten.

In ihrer Armut hatten meine Eltern auch kein Geld für Spenden an den Schulverein. Bei einer Familie, die als Unternehmer gut gestopft war, haben größere Gaben an das Kirchenpauer den Weg der Söhne zum Abitur begleitet. Jedes Jahr wieder gab es Zahlungen an den Schulverein, und von Zeit zu Zeit wurde die Schulorgel in der Aula um einige Pfeifen erweitert. Sicherlich zählten vordergründig die schulischen Leistungen, die bei einigen auch tatsächlich ungenügend gewesen sein mögen. Doch ganz wesentlich bestimmte der Grad unserer Unterwerfung unseren Schulerfolg. Die zentrale Wirkung des sozialen Ansehens unserer Eltern, unsere divergierenden Familienmilieus und ihre unterschiedlichen intellektuellen Unterstützungsmöglichkeiten auf den Schulerfolg waren nicht zu übersehen.

So friedlich wie meine Volksschulzeit war, so schlimm sollte für mich die Unter- und Mittelstufe auf dem Gymnasium werden. Ich verstand gar nicht, was mit mir passierte und fand keine mentale Einstellung. Hätte man mir gesagt, dass ich nun ausgesiebt werden sollte und mich im täglichen

Krieg ums schulische Dasein wieder finden würde, hätte ich also die Situation begriffen, hätte ich mich vielleicht besser darauf einstellen können. *Überleben* und *Verteidigung* hatte ich ja bereits in meiner Familie gelernt. Erst spät, ab Ende der Mittelstufe, habe ich es geschafft, mich am Kirchenpauer zu wehren und verfügte über Strategien, die mich bis zum Abitur tragen sollten.

Unsere Lehrer

Die meisten meiner Lehrer am Kirchenpauer waren Verlierertypen ähnlich wie mein Vater. Sie hatten alles verloren, den Krieg, ihr Land, ihre Selbstachtung und vor allem sich selbst. Es waren zerbrochene Männer, die sich vor einem Rückblick auf ihre Vergangenheit und vor einer Gegenwart fürchteten, die sie nie gewollt hatten und auch nicht tiefer verstanden. Als Menschen funktionierten sie nur oberflächlich und versteckten sich hinter der Fassade ihres Lehrerberufs. Hätten sie keine Macht über uns Kinder ausüben können, hätten sie vermutlich nichts gehabt. Wie sollten sie uns achten können, wenn ihnen Selbstachtung fehlte? Wie sollten sie uns Optimismus, Lebensfreude oder gar ein positives Menschenbild vermitteln, wie uns erziehen, wie gar unsere Vorbilder sein, wenn sie selbst kaum menschliche Werte empfinden konnten?

In einzelnen Lehrern schlummerte große Wut, vermengt mit tiefer Resignation. Sie waren keine Begleiter, die versuchten, uns beim Erwachsenwerden und Lernen zu helfen, sondern agierten als unsere Peiniger. Oftmals diente ihr Unterricht nicht nur der Wissensvermittlung, sondern auch unserer Erniedrigung und Demütigung.

Und, wie sollte es anders sein, auch die Warnungen vor dem Kommunismus gehörten zu ihren zentralen Anliegen. Keine Onanie, keine Gammler, keine Hippies und keine laute Musik. Immer höflich bleiben, immer guten Tag sagen. Beuge stets den Kopf, wenn du jemanden begrüßt. Du hast zu gehorchen. Dass wir auch *den Führer* achten sollen, haben sie uns nicht verkündet, einzelne aber unübersehbar gedacht. Fast alle unsere Lehrer waren nach wie vor vom autoritären Menschenbild des Dritten Reichs geprägt. Zwar äußerte sich keiner offen nationalsozialistisch, zumindest nicht vor uns Schülern, doch die Vergangenheit hatten sie weder verstanden noch bewältigt.

Um in den 1950ern und 60ern noch als Nazi angesehen zu werden, musste man auch nicht ungedingt laut *Heil Hitler* schreien und den rechten Arm heben. Nationalsozialistisches Gedankengut konnte sich viel hintergründiger zeigen, im Welt- und Menschenbild sowie im persönlichen Umgang. Die Atmosphäre von Angst und Unterdrückung am Kirchenpauer erinnere ich besser, als mir lieb ist. Einige Schüler wurden so vollständig gebrochen, dass sie sogar ihre Peiniger liebten, unschwer als Stockholm Syndrom erkennbar. Viele Ehemalige meines Jahrgangs äußern sich bis in die Gegenwart nur boshaft und zynisch über ihre Schule. Wenn ich mit meinem Freund Wolfgang über sie spreche und ihm vorschlage, sie noch einmal aufzusuchen, müsste ich ihn betäuben und fesseln, um ihn auch nur in die Nähe bringen zu können. Nicht wenige Schüler haben das Kirchenpauer-Gymnasium mit lange andauernden seelischen Verwundungen und massiven psychischen Deformationen verlassen.

Einen nicht geringen Teil des Unterrichts in der Unter- und Mittelstufe nahmen die Erzählungen der Kriegserlebnisse einzelner Lehrer ein. Doch dies geschah nicht auf eine entschuldigende oder auf Krieg und Nationalsozialismus verarbeitende Weise, sondern eher wie Anekdoten, so als sei doch eigentlich gar nichts geschehen. Kein Wort über Unrecht oder von Bedauern. Nie habe ich als Jugendlicher von Erwachsenen tieferes Mitgefühl oder gar eine Entschuldigung für das gehört, was ihre Generation mit dem Zweiten Weltkrieg und in den Konzentrationslagern angerichtet hat.

Jedes Jahr wieder mussten wir uns feierlich am Volkstrauertag in der Aula versammeln. Dann wurde der Schwarz-Weiß-Film zum ungarischen Volksaufstand von 1956 gezeigt. Anschließend hörten wir die immer gleiche Rede des Direktors zum Feindbild Kommunismus. Nach meist langatmigen Ausführungen zum Unrecht in der DDR wurden wir dann aufgefordert, abends Kerzen für *die armen Brüder und Schwestern* in der Ostzone ins Fenster zu stellen. Alle sollten ernst und weinerlich gucken. Einmal ging bei so einer Veranstaltung der Filmprojektor kaputt und produzierte für mehrere Minuten schrille Mickey-Mouse Töne. Fast alle der versammelten Schüler begannen, laut zu lachen. Als Folge tobte unser Direktor tagelang wütend durch die Schule und suchte nach Schuldigen. An diesen immer so beklemmenden Novembertagen verkündete der Lehrkörper gerne, die Vergangenheit zu kennen, bedeutet die Gegenwart zu verstehen. Doch sie hatten gar nichts verstanden, sie waren nur Untote.

Aus einer Bewertung auf dem Social-Media-Portal von Stay friends zum Kirchenpauer: *Katastrophale Lehrer, bis auf den Kunstunterricht. Null Pädagogen, die nicht mitbekommen hatten, dass sich die Zeiten und die Gesellschaft Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre geändert hatten. Eine zu der Zeit noch ganz fürchtbare Schule. Eine schlimme Erfahrung und eine Schule, die nie Freude bereitet hat.*

Einige meiner Lehrer möchte ich hier vorstellen: Besonders unangenehm war einer im Fach Erdkunde. Lange bevor er das erste Mal unsere Klasse betrat, ging ihm der Ruf eines Schinders voraus. Für meinen Mitschüler D. ist er bis heute *das Schwein*, anders kann er von ihm nicht sprechen. Monatelang mussten wir in seinen Unterricht Städtenamen aus Osteuropa auswendig lernen. Dann kommandierte er uns einzeln nach vorne und wir mussten wie kleine dressierte Zirkusaffen diese Orte blitzschnell mit dem Finger auf der Landkarte an der Tafel zeigen.

Dazu hörten wir in seinem kaltem und emotionslosem Befehlston seine herabsetzenden Bemerkungen. Dabei guckte er nicht einmal hin, als könnte er unsere Fehler und unsere Ängste riechen. Seine Dressur wirkt bis in die Gegenwart. Noch heute könnte man einige meiner Mitschüler nachts anrufen, sie würden sofort aus dem Bett springen und diese Orte zeigen können: Minsk, Odessa, Rostow, Lemberg, Smolensk oder Kiew. Stationen der Ostfront in Hitlers Krieg, un schwer zu erraten.

Selbstverständlich mussten wir auch die russischen Städte Kursk und Charkow zeigen, Orte großer Panzerschlachten im Zweiten Weltkrieg. Dass diese Ereignisse ganz wesentlich zur Niederlage Nazideutschlands und zu der Befreiung vom Faschismus beigetragen haben, hat er uns verschwiegen. Seine gruselige Stimme ist mir bis heute präsent, denn er war Flüchtling aus der Kalten Heimat, aus Ostpreußen, und redete in diesem mir bis heute so unangenehmen Dialekt der Vertriebenen. Noch immer muss ich würgen, wenn ich diesen Tonfall höre.

In den großen Räumen unter dem Dach war das Schulfach Kunst-erziehung zuhause. Dort unterrichtete Willy, der bekannt war für regelmäßige gewalttätige Wutanfälle. Dann schmiss er mit seinem massiven Schlüsselbund nach uns Schülern. Manchmal benutze er auch große Holzteile und andere schwere Gegenstände. Es waren keine gespielten Anfälle, Willy verlor tatsächlich die Kontrolle über sich und wurde dann von rasender Wut beherrscht. Einige Male kam es bei Schülern zu Verletzungen, etwa zu einem Armbruch. Doch alles wurde sorgfältig vertuscht, denn das Kirchenpauer war schließlich eine anständige Schule.

Einen unserer Musiklehrer würde man nach heutigen Maßstäben als einen bekennenden Rechtsradikalen einstufen. Ein füchterlich übler Patron. Er trauerte seiner Heimat in Ostpreußen nach und erzählte mehrfach, sein Lebenstraum sei es gewesen, dort als Kirchenmusiker zu leben. Sein Menschenbild war nach Gutsherrenart gestrickt, das sich ab und zu im Jähzorn entlud. Wer seine Musikalität nicht teilte, so

wie ich, galt als minderwertig. Ich hatte keine Lust auf Gesang, und das fröhliche Blockflötenspiel interessierte mich nur wenig. Daher rechnete er mich zu den lebensunwerten Existenzformen und ließ mich das auch spüren. *Du kannst zwar nicht singen, aber du bist nicht so dumm, wie ich dachte.* Die verletzende Wirkung dieses und anderer seiner Sätze habe ich erst später verstanden. Solche wie ich gehörten nicht auf seine schöne Schule. Mehrfach hat er es mir direkt ins Gesicht gesagt.

Einer meiner Mitschüler berichtete mir, von ihm zum fröhlichen Chorgesang nach Deutsch-Südwest eingeladen worden zu sein. Gemeint war der Staat Namibia, eine frühere deutsche Kolonie, in der zu Anfang des 20. Jahrhunderts die Truppen von Kaiser Wilhelm Völkermord begangen hatten. Dort wollte er unter den *armen Negern* deutsche Kultur verbreiten, statt sich für die deutschen Verbrechen zu entschuldigen. Nach Hitlers Eroberungskrieg hätte ich an seiner Stelle das Lied *Wir lagen vor Madagaskar* nicht unbefangen mit zwölfjährigen Jungen gesungen.

Mehrfach erzählte er rührselig vom *Ännchen von Tharau* aus seiner verlorenen Heimat. Dass der frühere deutsche Ort Memel, in dem ihre Statue steht, seit 1945 die litauische Stadt Klaipeda ist, sagte er uns nicht. Obwohl es 1964 und 1965 schon die Beatles, die Rolling Stones, die Pille und die Miniröcke gab, ließ er uns in der siebten oder achten Klasse das Lied *Flamme empor* singen. *Siehe, wir stehn treu im geweihten Kreise, dich zu des Vaterlands Preise brennen zu sehn.* So als

ob in Deutschland nicht schon genug gebrannt hat. Nach zwei Weltkriegen und den Verbrechen des Holocaust nur höchst fragwürdiges deutsch-tümelndes Gewäsch. Glücklicherweise hat er uns wenigstens das *Horst-Wessel-Lied* erspart, das berüchtigte Parteilied der Nationalsozialisten, vielleicht auch nur, weil es verboten war.

Im Internet kann man noch Folge 38 des Ostpreußenblatts aus dem Jahr 1958 finden. Dort steht, dass dieser Lehrer in der Hamburger Musikhalle die Feierstunde zum Tag der Heimat auf der mächtigen Orgel mit gewaltigen Klängen eingeleitet hat. Nun sprechen Rechte und Rechtsradikale immer gerne von *gewaltig*, um Menschen klein zu reden, dabei kann ich durchaus nachvollziehen, dass Vertriebene wie er ihrer Heimat nachtrauerten, aber ohne Demut und Einsicht in die deutsche Schuld wirkte dies alles wie zwielichtiges Treiben am rechten Ufer. Einem Mitschüler verriet er ganz offen seine Gesinnung: *Wer aufhört, Geige zu spielen, der verweigert auch den Kriegsdienst*. Ein Satz von unfassbarer Dummheit.

Um 1970, als ich die Oberstufe erreicht hatte, spielte dieser Musiklehrer auf einer Veranstaltung der Vertriebenenverbände in der Hamburger Musikhalle gewaltig die Orgel, als saubere deutsche Jungen mit anständigen Frisuren und flachsblonde arische Mädchen mit geflochtenen Haaren einmarschierten. Keine langhaarigen Gammler und keine unmoralisch verdorbenen Zicken in Miniröcken. In den Händen trugen sie Fahnen der verlorenen Ostgebiete. Solche Veranstaltungen galten als rechtsradikal, als Kampf gegen

die Versöhnung mit den im Krieg überfallenen Ländern im Osten und gegen den von der Regierung Brandt initiierten Friedensprozess mit den Nationen Osteuropas. Einige Mitschüler gingen hin, um zu protestieren und zu stören. Glücklicherweise konnten sie rechtzeitig flüchten, bevor es den Ordnern gelang, sie zusammenzuschlagen. Es war die Zeit, als die jüngeren Schüler in den großen Pausen auf dem Schulhof *NPD-Saalordner* spielten und die rechtsradikale NPD im Bundesland des Nazi-Kanzlers über fünf Prozent der Wählerstimmen erlangen konnte.

Vor mehreren Jahren fand ich eine Website mit Informationen zur Feier des einhundertsten Geburtstags dieses Lehrers. Auf einem Foto sieht man ihn als Greis umgeben von seinen Enkeln und Urenkeln. Als prominenter Gratulant besuchte ihn der Hamburger Sozialsenator, der vielleicht nicht wusste, wen er vor sich hatte. Doch anstatt sich für sein Mitwirken an Hitlers Krieg zu entschuldigen, lese ich, dass der Jubilar *seine Zeit als Soldat genutzt hätte, an Orgeln im In- und Ausland zu spielen*. Er selbst soll es gesagt haben. Für mich sind es Worte ohne Empathie und Schuldgefühle, beschränkt und geschmacklos.

Sicherlich haben sich die Menschen in den von der Wehrmacht überfallenen Ländern über den *Orgelspieler des Führers* riesig gefreut. Die fehlende Sensibilität und mangelnde Einsicht machen mich bis heute fassungslos. Manchmal kommt in mir auch Wut für seine Schikanen hoch. Mehr als ein Schuljahr lang musste ich mir in jeder Musikstunde wieder einen Stuhl holen und mich vor sein Klavier setzen, da-

mit er mich besser beobachten konnte, was immer er sich dabei gedacht hat. Gleich drei Musiklehrer aus den verlorenen Ostgebieten unterrichteten an unserer Schule, alle waren schräg. Einer wollte ständig *schöne deutsche Lieder* singen, was immer er damit genau meinte. Vielleicht zielte er auf das Englandlied des deutschen Volksdichters Herman Löns von 1914: *Denn wir fahren gegen Engelland [...]. Unsere Flagge und die wehet auf dem Maste, verkündet unseres Reiches Macht.*

Auch unser Englischlehrer war eine unübersehbar beschädigte Person. Er hatte seine Sprachkenntnisse in britischer Gefangenschaft erworben, wo er sich auch einen kugelrunden Bauch angefuttert hatte, weil es außer Kartoffeln nichts zu essen gab. So hat er es uns erzählt. Oft saß er am frühen Vormittag im nahegelegenen Vereinsheim des Sportclubs St. Georg am Hammer Park vor eisgekültem Bommerlunder oder gar einer Flasche Doornkaat. Manchmal mussten wir ihn dort abholen und in den Klassenraum bringen, wenn er nach seinem fünften Glas schon etwas abgebaut hatte. Sonst hätte er den Unterricht verpasst und möglicherweise seinen Job verloren. In seinem Unterricht erlernten wir die englische Sprache aus einem altmodischen Lehrbuch mit Kapiteln wie *Look before you lick*, einer Weisheit fürs Leben, und *Tomasio the lion tamer*.

Einmal stand ein Lehrer vor unserer Klasse und fuchtelte wie wild mit den Armen. Dazu schrie er: *Ich erschieß euch, ich erschieß euch, ich erschieß euch alle.* Immer wieder und wieder, wie von Sinnen. Es dauerte endlos lange, bis es den herbei-

gerufenen Kollegen schließlich gelang, ihn sanft hinauszuführen. Im Krieg war er verschüttet gewesen und es fehlten ihm mehrere Finger. Gelegentlich brachen seine psychischen Wunden unkontrolliert auf. Noch heute fragt mein Mitschüler D. entgeistert, warum damals niemand mit uns über diese Situation geredet hat. Der betreffende Lehrer gehörte durchaus zu den anständigen, nicht zu den übergriffigen Monstern.

Regelmäßig veranstaltete er an Wochenenden Wandertage für die Jüngeren. Häufiger reiste er in den Ferien mit Schülergruppen ins Ausland, sogar in die Sowjetunion, nach Moskau und auf die Krim. Ohne ein hohes Maß an Engagement und Zivilcourage wäre das in den Zeiten des Kalten Kriegs unmöglich gewesen. Zwar zeigte er eine seltsame ideologische Vorliebe für Abhärtung und kurze Hosen an Schülerbeinen, was der Gesundheit dienen sollte, aber er gehörte definitiv nicht zu denjenigen, die uns Jungen anglotzten, betatschten oder gar sonst wie sexuell belästigten, denn auch derartige gab es am Kirchenpauer.

Ein anderer zweifelhafter Lehrer war jemand, dessen behaarte Hoden ich vom Schwimmunterricht der 6. Klasse im Neumann-Reichardt Bad noch gut erinnern kann. Regelmäßig rutschte ihm sein Gehänge aus der schlecht sitzenden Badehose heraus. Ich finde, auch Zwölfjährige haben das Recht, vor den Hoden ihrer Lehrer verschont zu werden. Bis weit in die sechziger Jahre hat er im Kreise seiner Kollegen offen und ohne jedes Schamgefühl bekannt, dass für ihn der nationalsozialistische Lehrplan von 1938 maßgeb-

lich sei, denn diesen hätte er schließlich in seiner Ausbildung erlernt. Politisch gehörte er zu den Rechtsaußen an unserer Schule

Ein wiederum anderer Lehrer erzählte mehrfach, wie seine Einheit an der Ostfront versehentlich russische Frauen tötete, als sie nachts mit Maschinengewehren ins Dunkle schossen. Die Russinnen hatten Hunger und wollten bei den deutschen Soldaten um Brot betteln. Das bezahlten sie mit ihrem Leben. Unsere große Betroffenheit konnte er nur wenig nachvollziehen und argumentierte, dass er Angst gehabt hätte. Dabei gehörte er durchaus zu den menschlich anständigen Lehrern.

Einem anderen Lehrer, ansonsten auch sehr vernünftig und menschlich, rutschte während eines Streits einmal wütend der Satz heraus, *du weißt doch, was wir früher mit dir gemacht hätten*. In einer Situation hat unser Direktor einen Schüler der Unterstufe sogar im Treppenhaus geohrfeigt, weil er ihn nicht respektvoll genug begrüßt hatte. Schnell hatte es sich dieses Ereignis herum erzählt. Der Fisch stank vom Kopf her. Die beschriebenen Beispiele sollen reichen, um einen Eindruck zu vermitteln. Während ich sie zusammensetzte, kam mir manchmal die Frage hoch, ob ich das alles wirklich erlebt habe. Aber es war so. Nichts ist hinzugefügt oder ausgeschmückt. Ohne lange nachdenken zu müssen, könnte ich stundenlang weitere psychisch kranke Lehrer beschreiben. Arme Teufel und gescheiterte Existenzen, autoritär fixierte Zwangscharaktere, politisch Unbelehrbare, Irre und Verrückte oder eben Sadisten.

Aber es gab auch sehr anständige und wohlwollende Unterrichtende, die ich nicht verschweigen möchte. Es muss ihnen ein hohes Maß an Zivilcourage und an aufrechtem Gang abverlangt haben, in einer so miesen schulischen Umgebung mit uns Schülern anständig und menschlich umzugehen. Einer der Lehrer hat sich sogar im Unterricht öffentlich als pazifistisch geoutet. Offenbar hatte er keine Befürchtungen, dass sie ihn dafür sanktionieren oder gar hinauswerfen könnten. Sich als ein Pazifist zu outen, galt in der Nachkriegsrepublik als ähnlich schlimm wie ein Kommunist zu sein. Selbst Kinderschänder verfügten über ein höheres soziales Ansehen.

Später, während meiner Zeit als Schulsprecher, sollte ich erfahren können, welchen massiven Druck der Direktor mit der ihn stützenden konservativen Lehrerschaft in Schulkonferenzen auf die kleine liberale Fraktion ausübte. Zugespitzt gesagt, am Kirchenpauer herrschte der pädagogische Abfall des Dritten Reichs. Die alles einhüllende Atmosphäre von Unterdrückung und Angst war schlimm für uns Kinder, denn es gab keine Hilfe. Wir waren der Schule ausgeliefert und konnten uns kaum wehren. Erst mit der Pubertät sollte sich dies in den späten 1960ern ändern.

Sadismus und Missbrauch

Mein Gymnasium stank nach Selbstgefälligkeit und Sadismus. Und es roch tatsächlich in unserem Schulgebäude, ein intensiver Geruch aus Angstschweiß und Bohnerwachs strömte durch alle Räume. Obwohl in meiner Schulzeit die gesellschaftlichen Veränderungen der sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts bereits begonnen hatten, kann man das Kirchenpauer nicht als einen kinder- und lerngerechten Ort bezeichnen. Angst und autoritäres Klima setzten sich für die meisten von uns wie nahtlos in unseren Familien fort. Hilfe gab es nicht, von unseren kriegsbeschädigten Eltern war nichts zu erwarten, Unterstützung schon gar nicht. Du musst da durch, lautete in vielen Familien die gängige Antwort, der Spruch *Lehrjahre sind keine Herrenjahre* drückte den herrschenden Zeitgeist aus.

Ähnlich wie auch in anderen sozialen Organisationen, die von hierarchischen, autoritären Männerstrukturen beherrscht werden, gab es am Kirchenpauer heftige Ausprägungen von offenem Sadismus. Hunderte von Schülern werden sich an Sitten-Yogi erinnern. So lautete der Spitzname eines ganz speziellen Lehrers. Seine liebste Beschäftigung war es, die Schüler auf den Toiletten zu beobachten. Manchmal zog er sich dafür mit einer Art von Klimmzug an den Toiletten-

türen hoch, damit er durch den oberen Schlitz zu den Schülern hinein sehen konnte. Zur Rede gestellt, wollte er immer nur das Anfertigen von Hausaufgaben unterbinden. Aber er guckte nicht nur gerne, mit großer Freude fügte er Schülern auch Schmerzen zu. Neben seinen regelmäßigen Aufenthalten und Aktivitäten auf Toiletten war seine zweitliebste Beschäftigung das Foltern.

Immer wieder zog er Schüler schmerzhaft an den Ohren oder fügte ihnen auf andere Weise bewusst und vorsätzlich körperliche Schmerzen zu. Die Verbindung von Macht und Sexualität muss ihm einen ganz besonderen Kick gegeben haben. Zwar unterrichteten am Kirchenpauer mehrere Lehrer, die man zutreffenderweise als *Irre* bezeichnen konnte, aber dieser Typ war tatsächlich komplett verrückt. In den Schriften der Psychoanalyse kann man nachlesen, dass verdrängte Sexualität häufig mit Sadismus einhergeht. Für uns war er ein sadistischer *Toiletten-Freak*. Viele träumten intensiv davon, ihm eins aufs Maul zu geben, um es direkt zu sagen, aber keiner hat es tatsächlich getan. Es gab unzählige Beschwerden über ihn, doch alles wurde unter dem Deckel gehalten und lange Zeit passierte nichts. Erst zu Anfang der 1970er konnte er endlich von der Schule entfernt werden. Ganz geräuschlos und ohne Aufsehen, damit ja nichts in die Öffentlichkeit dringt.

Und am Kirchenpauer kam es auch zu einzelnen Vorfällen von direktem sexuellen Missbrauch. Dies wird niemanden überraschen können, der sich sozialgeschichtlich mit den Missbrauchs- und Misshandlungsfällen in der Bundesrepu-

blik während der 1950er und 1960er befasst hat. Die vor einigen Jahren so zahlreich aufgedeckten Fälle des sexuellen Missbrauchs in Heimen, kirchlichen Institutionen und Schulen und die öffentlichen Diskussionen darüber haben ja nur die Spitze des Eisbergs gezeigt. Ohnehin sind die Grenzen zwischen autoritären Charakterstrukturen, Sadismus und Sexualität höchst fließend.

Die in den letzten Jahren aufgedeckten Fälle, etwa bei den Wiener Sängerknaben oder den Regensburger Domspatzen, haben mehr als deutlich gezeigt, dass die katholische Kirche und dort insbesondere der *fröhliche Chorgesang* von Knaben regelmäßig ein Ort von solchen Übergriffen ist. *Hunderte Kinder wurden bei den Regensburger Domspatzen über Jahrzehnte hinweg misshandelt*, so schrieb Spiegel-Online am 22.7.19 im Internet, [...] *Demzufolge wurden die Fälle von Missbrauch und Gewalt durch undurchsichtige Strukturen, unklare Verantwortlichkeiten und ein Versagen kirchlicher wie staatlicher Stellen begünstigt.*

Und nichts tat ein spezieller Musiklehrer am Kirchenpauer lieber, als seine großen Glubschaugen im Sommer beharrlich auf die nackten Beine von jüngeren Schülern zu richten, welchen erotischen Kick auch immer ihm dies gegeben haben mag. Vielleicht hat er sich in den Pausen heimlich einen abgerieben? An unserer Schule würde mich auch derartiges nicht mehr wundern. Eine Zeit lang wurde dieser Lehrer in meiner Klasse *Scholle* genannt und wir machten Witze über sein Verhalten.

Besonders schlimm hat es einen Mitschüler getroffen, der sehr feminin wirkte. Er berichtete mir damals konkret und glaubhaft von seinen Erlebnissen mit einem der Musiklehrer. Im Sprachgebrauch der Gegenwart würde man sie unzweifelhaft als sexuellen Missbrauch bezeichnen. Nach meinem Informationsstand hat dieser Schüler später ein wenig glückliches Leben geführt, später begang er dann Selbstmord. Dieses Beispiel soll hier genügen, denn diesen elenden Schmutz habe ich bereits an anderer Stelle ausgebreitet und möchte nicht noch einmal darin eintauchen.

Margitta, eine Freundin vom benachbarten Mädchengymnasium, mit der ich Jahrzehnte später über das Kirchenpauer gesprochen habe, sagte einmal, sie, die Mädchen, hätten bei denjenigen ihrer Freunde, die von unserer Schule stammten, immer das Gefühl gehabt, dort *sei es komisch oder dort gäbe es Geheimnisse*. Klar doch, eine Atmosphäre von Unterdrückung, Schmutz und Missbrauch hinterlässt unübersehbare Spuren. Als nach 2010 zahlreiche Fälle von Misshandlungen und sexuellem Missbrauch aufgedeckt wurden und in die Öffentlichkeit gerieten, hat mich dies vor dem Hintergrund meiner Schulerfahrungen nur wenig überrascht. Ich bin sicher, es gab noch mehr davon, viel mehr.

Deutsch, Englisch und Mathematik galten anfangs als Kernfächer, später dann Latein, Physik und Chemie. Endlose Berge an Fakten und Unmengen an Wissen wurden in uns hineingestopft. Doch Metafähigkeiten wie inhaltliche Verknüpfungen und Schlussfolgerungen, Kreativität und Sozialverhalten oder gar Moral und Ethik standen nicht auf den

Lehrplänen. Unterstützung und Ermutigung, soziales Lernen und Vorbildfunktion oder gar persönliche Gesprächsbereitschaft, also das, was eine gute Erziehung ausmachen sollte, erinnere ich nur wenig. Anerkennung, Lob und Wertschätzung kamen kaum vor.

Unser Schulklima war das Gegenteil einer geborgenen Atmosphäre zur Förderung der jugendlichen Entwicklung. Kulturelle, oder künstlerische Fähigkeiten wurden zwar groß herausgestellt, tatsächlich aber nur wenig vermittelt. Ich anerkenne, dass ein Teil der Schüler von den musikalischen Aktivitäten wie Chorgesang und Konzerten profitiert haben mag, aber diese waren eben auch mit zwielichtigen Dingen und Personen verbunden.

Das Unterrichtsfach Gemeinschaftskunde, das in der Mittelstufe eingeführt wurde, sollte uns zur Demokratie und zu guten Staatsbürgern erziehen. Als Zensur erhielt man eine Vier, wenn man die Namen von zwei Bundeskanzlern aufsaugen konnte. Wurden mindestens drei Minister aus der aktuellen Regierung genannt, bedeutete dies eine Drei. Wer aus der Regierung eine ausgewiesene Nazi-Vergangenheit hatte, wurde nicht abgefragt.

Auch das Fach Geschichte empfand ich als eine herbe Enttäuschung, denn wir haben nur das Pflichtprogramm des Lehrplans behandelt. Viel zu wenig lernten wir über Macht und Herrschaft oder die Entwicklung zur Demokratie und den bürgerlichen Freiheitsrechten. Auch über die Hintergründe und Zusammenhänge, die Adolf Hitler und seinen

Unrechtsstaat ermöglicht hatten, hörten wir kaum etwas. Geschichtsunterricht hieß bei uns, ein wenig von den Herrschenden zu erzählen, tiefer erklärt wurden gesellschaftliche Mechanismen nicht. So wie in den meisten Schulen jener Zeit üblich, endete das Fach Geschichte mit dem Ersten Weltkrieg. Der Zweite wurde noch kurz erwähnt, aber auch nur, weil wir ausdrücklich danach gefragt hatten. *Ja doch, es gab einen Zweiten Weltkrieg, und wenn der Führer nicht so starrköpfig gewesen wäre, hätte es nicht so viele Opfer gegeben.* Dieser Satz ist als Kernaussage bei mir hängengeblieben.

Abbildung 35: Schüler der 9. Klasse



Bis zur 9. Klasse galt ich als ein schlechter Schüler und kam jedes Jahr immer nur nach einem anstrengenden Kampf gegen das Sitzenbleiben weiter. Zeitweise benötigte ich inten-

siven Nachhilfeunterricht. Ich hatte weniger Probleme mit dem Verstehen, sondern war oft unkonzentriert und fahrig. Kein Wunder, bei dem Druck, unter dem ich stand und der Angst, die ich in mir herumtrug. Über Jahre stand ich bei meinem Klassenlehrer ganz vorne auf der Liste derjenigen, die von der Schule entsorgt werden sollten. Nur dank der Gegenwehr meines Vaters gelang ihm dies nie, doch denke ich heute an diese schwierigen Jahre zurück, bin ich immer noch unglaublich erstaunt, dass ich die Oberstufe und mein Abitur erreicht habe.

Einfach nur den nächsten Tag zu überstehen und möglichst wenig zu fühlen, war anfangs mein Weg, meine schwierige Kindheit, die unglückliche Ehe meiner Eltern und die Zustände am Kirchenpauer zu bewältigen. Lange beherrschten mich die Fantasien, ich sei in der falschen Familie geboren. Schon früh hatte ich den Gedanken, ich will da raus, was immer ich mir unter *da* und *raus* vorgestellt habe, meine Familie, meine Umgebung, die Schule, mein Befinden, meine Gefühle, ich kann es nicht mehr sagen. So lange ich denken kann, spürte ich dieses drängende Gefühl in mir, *ich will weg*, auch wenn ich später gelernt habe, dass im nächsten Tal der Himmel nicht blauer und die Wiesen nicht grüner sind. Zu Hause habe ich mich nicht zu Hause gefühlt, in der Unter- und Mittelstufe auf dem Kirchenpauer ebenso wenig. Manchmal wachsen Menschen eben in der falschen Familie und Umgebung auf. Sicherlich bin ich nicht der einzige.

Erst im Verlauf der Mittelstufe lernte ich etwas besser, mich zu wehren. Sicherlich fanden mich einige der Erwachsenen dann und wann etwas auffällig, denn vermutlich konnte man mir anmerken, dass ich mich nicht freiwillig unterworfen habe. Schon als Jugendlicher konnte ich perfekt boshafte und zynische Bemerkungen von mir geben, manchmal suchte sich mein Schmerz eben ein Ventil. Wahrscheinlich wirkte ich tatsächlich gelegentlich etwas unangepasst und rebellisch, andererseits liefen am Kirchenpauer noch viel schrägere und verrücktere Schüler herum. Erst in der Oberstufe konnte ich mich mit der Schule gut arrangieren, auch durch die politischen Aktivitäten, an denen ich mich beteiligte.

Anders als ich wird ein Teil meines Jahrgangs wahrscheinlich ein positives Bild unsere Schule zeichnen. Ohne Zweifel konnte die Mehrheit meiner Mitschüler dort viel besser zu recht kommen als ich es tat. Besonders wenn Eltern aus der Mittelschicht stammten oder als erkennbar wohlhabend galten, erlaubten sich Lehrer sehr viel weniger Übergriffe. Auch wurden deren schulische Leistungen anders bewertet.

Keiner unserer Pädagogen wäre auf die Idee gekommen, dass der Sohn eines höheren Beamten oder eines persischen Teppichhändlers schlechte Leistungen erbringt. Das konnte ja nicht sein. Nicht jeder von uns wurde drangsaliert, nicht jeder angefasst. Auch haben einige wahrscheinlich sehr viel weniger mitbekommen oder waren angepasster und unsensibler als ich. Oder sie waren, wenn ich böseartig formuliere, besser an Gehorsam gewöhnt. Auch das

gab es. Einige wollen möglicherweise auch rückblickend die schlimmen Seiten unserer Ausbildungsstätte nicht sehen, haben sie verdrängt und verkleistern sie als Kindheitsfolklore. Verhaltensweisen von Lehrern, die ich als übergriffig und beeinträchtigend kritisiere, werden andere Schüler vielleicht nur als freundliche Schrullen und lustig darstellen, nicht als die Misshandlungen, die sie waren. Dennoch bleiben genügend Schüler, die leidvolle Erinnerungen an das Kirchenpauer-Gymnasium haben. Als ich das erste Mal öffentlich über meine Schule geschrieben habe, erhielt ich viele zustimmende E-Mails und Briefe, in denen Ehemalige ihr Leid beschrieben. Von einem früheren Klassenkameraden stammt der Kommentar, *es war alles noch viel schlimmer, als du es aufgeschrieben hast.*

Ich gucke aus dem Blickwinkel eines Betroffenen und habe durch meine späteren Jahre als Schulsprecher und mein politisches Engagement einen sehr viel umfassenderen und tieferen Einblick in das *System Kirchenpauer* bekommen als andere. Das Ganze ist eben manchmal mehr als die Summe seiner Teile. Mir ist sehr bewusst, dass meine Schilderungen nicht jedem gefallen werden. Wer in Vergangenen herumwühlt und Böses anspricht, macht sich selten beliebt. Für einige ehemalige Kirchenpauer-Schüler bin ich ein übler Nestbeschmutzer, doch damit kann ich gut leben.

Etwa siebenhundert Meter entfernt befand sich mit der Caspar-Voght-Schule für Mädchen (OCV) ein weiteres Gymnasium, dessen Verhältnisse ich nur vom Hörensagen kenne. Nach den Erzählungen unserer späteren Freundinnen

waren die Umstände dort deutlich besser als an meiner Schule. Aber auch bei den Mädchen kam es zu heftigen Konflikten um die Schulstreiks gegen die Notstandsgesetze im Frühjahr 1968. Von den Schülerinnen dort, die zuhause von ihren Eltern geschlagen wurden, habe ich schon berichtet.

Eigentlich ist dies nicht sonderlich überraschend, denn bis weit in die 1960er galten Schläge zur Bestrafung für Frauen und Kinder als ein anerkanntes Erziehungsmittel in Familien und Schulen. Oft habe ich mich gefragt, ob mein Vater eigentlich meine Mutter auch geschlagen hat. Für meine frühe Kindheit kann ich mir dies durchaus vorstellen.

Abbildung 36: Die ehemalige Oberschule für Mädchen 1



Abbildung 37: Die ehemalige Oberschule für Mädchen 2



Abbildung 38: Gedenktafel Oberschule für Mädchen 2019



Die Gebäude von Pachthofschule, Kirchenpauer und OCV gehen auf den Baustil des bekannten Stadtplaners und Bau-meisters Fritz Schumacher zurück und galten für seine Zeit als fortschrittlich. Bezogen jedoch auf das gesellschaftliche Klima der Nachkriegsjahre wirkten sie wie steinerne Kaser-nen zur Einschüchterung von Kindern.

Auf den Dächern meiner Schulen standen für den Fall eines russischen Angriffs große Sirenen. Damit gab es während meiner Schulzeit regelmäßig Alarmübungen, bei denen wir uns auf dem Flur geordnet in Dreierreihen aufstellen mus-sen und dann auf den Schulhof gingen. Dort wären wir sehr wahrscheinlich alle gestorben, denn gegen einen Atoman-griff gab es keine seriöse Schutzmöglichkeit, auch wenn die Bundesregierung damals in lächerlichen Broschüren der Bevölkerung erzählte, man solle doch in den Keller gehen oder unter einen Tisch kriechen.

Kindheit und Jugend durchlebte ich im Kalten Krieg, in dem der kommunistische und der kapitalistische Block heftig miteinander kämpften. Gesellschaft und Politik waren vom Geist des Freund-Feind-Denkens beherrscht. Jeden Augen-blick konnte es in den heißen Atomkrieg übergehen. Alle waren in ständiger Alarmbereitschaft. Dass auch die Sow-jetunion von Befürchtungen umgetrieben wurde, sie könne vom Westen angegriffen werden, sprach niemand an. Beide Supermächte warfen im Kampf um die Weltherrschaft nicht selten zur Herrschaftssicherung auch die eigenen morali-schen Prinzipien über den Haufen. Die menschenverach-tenden Ereignisse etwa in der CSSR im Jahr 1968, in Chile

1973 und der viele Jahre andauernde Vietnamkrieg sind die bekannteren Beispiele.

Zwischen den östlichen und westlichen Gesellschaftsordnungen gab es grundsätzliche und wichtige Unterschiede, etwa im wirtschaftlichen Erfolg, in den materiellen Lebensbedingungen und im persönlichen Wohlstand, aber auch in der Rechtssicherheit oder im Ausmaß der Beschränkung der individuellen Freiheit und in den jeweiligen systemspezifischen Verbrechen gegen Menschen und Menschlichkeit. Dennoch erscheint es mir als eine groteske Verkürzung, wenn es rückwirkend so dargestellt wird, es hätten *Gut* gegen *Böse* gekämpft und das Gute gesiegt. Dies ist lediglich die Geschichtsschreibung des historischen Gewinners. *Der Sieger geht nach Hause und vögelt die Ballkönigin.*

Und auch das gehört zur fehlenden Geschichtsbewältigung am Kirchenpauer: Nichts wurde uns über die jüdischen Schüler erzählt, die im Nationalsozialismus deportiert wurden, noch von dem damaligen Direktor mit einem NSDAP-Mitgliedsbuch. Auch nichts von Anita Rée, einer jüdischen Malerin, deren Wandbild *Orpheus und die Tiere* sich in der Mädchenschule befindet. Im Jahr von Hitlers Machtergreifung, setzte sie ihrem Leben ein Ende.

Meine Erfahrungen am Kirchenpauer-Gymnasium stellen die Momentaufnahme meines Jahrgangs dar. Die Schüler vor uns, also die unmittelbaren Nachkriegsjahrgänge, haben noch deutlich größere materielle Not erlebt und waren wahrscheinlich dankbar, überhaupt eine Schule besuchen

zu können. Für sie mag auch das autoritäre Lebensgefühl der Nachkriegszeit selbstverständlicher gewesen sein, doch diese Sichtweise kenne ich nur vom Hörensagen. Und die mir nachfolgenden Jahrgänge sollten schnell eine ganz andere Schule erleben, mit jüngeren Lehrern, mit mehr Freiräumen, weniger autoritärem Umgang, einem liberaleren Klima und veränderten Unterrichtsinhalten. Und später sogar mit Mädchen. Wer so wie mein Freund Bernd als Schüler drei Jahre nach mir anfang, hatte es deutlich leichter. Schon eine geringe Altersdifferenz von nur wenigen Jahren konnte in den 1960ern die soziale Entfernung von Lichtjahren bedeuten.

Die Revolte

Für mich ist das Kirchenpauer die schlimmste Schule, die in den Nachkriegsjahrzehnten in Hamburg existierte. Vermutlich keine hat bei ihren Schülern so viel psychisches Leid produziert wie sie. Und doch, auch wenn mir der Gedanke nicht sonderlich gefällt, gab es in Deutschland zahlreiche, ähnlich üble Ausbildungsstätten, in denen sich ein reaktionäres Menschen- und Gesellschaftsbild mit den autoritären Denkstrukturen der Nachkriegszeit paarte.

Mein Gymnasium war keine böse Insel in einer Welt der Glückseligen, sondern zeigt beispielhaft und sehr konkret den sozialen und mentalen Zustand der Bundesrepublik der fünfziger und frühen sechziger Jahre. Konservative, autoritäre und repressive Schulstrukturen galten als Normalität. Bis weit in die 1970er Jahre hinein beherrschten Gesellschafts- und Charakterstrukturen die Köpfe der meisten Erwachsenen, die der Sozialphilosoph Max Horkheimer so treffend als gesellschaftliche Voraussetzung für den deutschen Faschismus beschrieben hat.

Ich habe lange Zeit gebraucht, um zu verstehen, dass es vermutlich unzählige Gymnasien wie das Kirchenpauer gab, so erschreckend der Gedanke auch sein mag. Heute erkenne

ich nur allzu gut, warum wir begannen, uns so heftig und vehement gegen die Verhältnisse zu wehren. Die konkreten Ausprägungen der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft erklären, warum sich eine ganze Generation auf den Weg einer antiautoritären Revolte begab und *Trau keinem über dreißig* zu ihrem zentralen Lebensmotto erhob. Nichts beschreibt das gesellschaftliche Klima der 60er mit der Vertrauenskrise zwischen den Generationen besser als diese Parole. Sie drückte unser tiefes Mißtrauen gegen Eltern, Lehrer, Gesellschaft und den Staat aus. Wollte man das, was Lehrer, Eltern oder andere Erwachsene uns verkündeten, nicht mehr länger ertragen oder sie einfach nur provozieren, dann reichten diese magischen Worte aus und die Alten wussten nicht mehr weiter. Der Jugendaufstand der 1960er kann auf vielerlei Weise gedeutet und beschrieben werden, für mich war er auch ein Zeichen der psychischen Gesundung nach dem Zweiten Weltkrieg, sowohl auf gesellschaftlicher wie auf individueller Ebene.

Mein Interesse an Politik begann im Sommer des Jahres 1967, als ich sechzehn Jahre alt war. Als Protest gegen den Staatsbesuch des persischen Schah und die Unterdrückung in seinem Land hatte es im Juni in Berlin, Hamburg und anderen Städten zahlreiche Proteste und Happenings von Studenten gegeben.

Das nachfolgende Foto von Günter Zint zeigt die Studentin Petra, wie sie einen Kopf des Schah' aus Pappe für ein Happening in Hamburg bastelte. Im Verlauf der Proteste gegen den Staatsbesuch des Schah erschöß dann der Poli-

zist Karl-Heinz Kurras den Studenten Benno Ohnesorg in einem Berliner Hinterhof mit einem gezielten Schuß. Es war vorsätzlicher Mord, anders kann man dieses Ereigniss trotz aller staatlichen Verschungsversuche nicht bezeichnen. Zwar konnte ich diese Tat noch nicht so richtig verstehen, aber ich war empört.

Abbildung 39: Vorbereitung zum Happening 1967 (G. Zint)



Abbildung 40: Schah-Happening auf dem Campus (G. Zint)



Mit der Pubertät hatte ich begonnen, mich, meine Lebensumstände, die Vergangenheit meines Landes und die Welt ein wenig zu verstehen. Ich begann, die mentale Enge von Elternhaus und Kirchenpauer zu verlassen. Mit anderen Worten, ich wurde nun erwachsen. Mit dem Aufkommen von Beat-Musik und der alles verändernden Jugendkultur verbreitete sich schnell unter vielen Heranwachsenden wie mir eine zunehmend Distanz zu den Erwachsenen mit Gefühlen von Rebellion.

Im Jahr vorher war der erzkonservative Politiker Kurt Georg Kiesinger zum Bundeskanzler einer großen Koalition gewählt worden, auch wenn das Tun von Regierung und Parteipolitik kein sonderlich großes Interesse bei Jugendlichen weckte. Aufgrund seiner nationalsozialistischen Ver-

gangenheit wurde er in meinem Umfeld als der *Nazi-Bundeskanzler* bezeichnet. Als Bundespräsident wirkte ein Heinrich Lübke, der wegen fortgesetzter Tölpelien und Peinlichkeiten zu einer lächerlichen Witzfigur geworden war und nicht durch zukunftsweisende Inhalte auffiel. In Erinnerung blieb er, weil die Satirezeitschrift *Pardon* eine Schallplatte mit seinen schlimmsten Missgriffen herausbrachte. *Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Neger*, so er bei einem Staatsbesuch in Afrika. Zur Identifizierung mit unserem Staatswesen und seinen Repräsentanten trug das alles nicht sonderlich bei. Ebenso galt die vom Establishment praktizierte Demokratie als nur wenig interessant und glaubwürdig.

Zusätzlich hatte auch der Bundeskanzler eine nationalsozialistisch belastete Vergangenheit. Kiesinger war im Dritten Reich ein höchst bewährtes Mitglied der NSDAP, der nationalsozialistischen Partei. Bereits vor 1933, also noch vor Hitlers Machtübernahme, war er in sie eingetreten. Im Krieg arbeitete er dann als loyaler Zuträger in der Position eines höheren Beamten für Goebbels Propagandaministerium, als einer von Hitlers willigen Vollstreckern. Wie konnte jemand wie er ohne Entschuldigung und tiefere Erklärung nun ein Repräsentant von Demokratie sein?

Für mich und viele Jüngere galt er als *der Nazi-Kanzler*, der über seine Tätigkeit im Dritten Reich dümmlich daher erzählte, *nicht aus Überzeugung, nicht aus Opportunismus mitgemacht zu haben. Wichtige Ziele der [Nazi-]Bewegung seien ihm*

auch nicht verwerflich erschienen, wie in einem seiner Zitate nachzulesen ist. Sein politischer Aufstieg passte perfekt zur Verdrängung von Nationalsozialismus und Verbrechen in der Nachkriegsrepublik. Besser konnte man seinen Kindern gar nicht zeigen, dass die Stunde Null, der angebliche Neuanfang nach 1945, misslungen war. Viele Erwachsene verstanden auch noch nicht einmal, warum viele meines Jahrgangs so hasserfüllt auf diesen Kiesinger reagierten und sich vom Staat abwandten, als die politischen Aktivitäten an den Universitäten zur APO führten.

Nur kurze Zeit später begannen wir mit unendlich tiefem Misstrauen, Eltern, Lehrer und Autoritäten zu attackieren, wo immer wir sie treffen konnten, manchmal auch sehr unbarmherzig und in großer Brutalität. Aber noch nie konnten menschlicher Fortschritt und Bürgerrechte erreicht werden, in dem man die Herrschenden höflich darum gebeten hat, etwas zu verändern und bitte ein wenig ihrer Macht abzugeben. Fortschritt und Gerechtigkeit muss man sich nehmen, niemals werden sie freiwillig gegeben, wenn man Bitte-Bitte macht. Eine Erfahrung, welche die Jugendlichen der Klimaprotestbewegung von Fridays-for-future möglicherweise auch noch erkennen werden, wenn sie sich nicht länger mit Desinformation und Alibihandlungen ihrer Volksvertreter abwimmeln lassen wollen.

Ab Mitte der 1960er begann an den Universitäten ein Teil der Jüngeren offen gegen die Verhältnisse zu rebellieren, vor allem aus dem Kreis der SDS-Mitglieder. So stand der Spruch *Unter den Talaren – der Muff von 1000 Jahren* auf ei-

nem großen Transparent, das im November 1967 zur der feierlichen Rektoratsübergabe an der Universität Hamburg hochgehalten wurde. Es drückte die Kritik an elitären Bildungsstrukturen und fragwürdigen Traditionen aus, es stand für Forderungen nach Demokratisierung und Mitbestimmung im Studium. Der Begriff der Tausend Jahre spielte elegant auf das vom Führer propagandistisch groß verkündete *Tausendjährige Reich* an.

Schnell war die Weltsicht des meinungsführenden Teils unter den Jüngeren in einfache Parolen und Redewendungen gegossen, die bei jeder passenden oder unpassenden Diskussion gegenüber den Älteren gebraucht wurden. Oft erlebten wir dann, dass sie nicht mehr weiter wussten.

*** Wir wollen doch nicht so werden wie ihr ***

*** Trau keinem über Dreißig ***

*** Das herrschende Recht ist das Recht der
Herrschenden ***

*** Wenn Wahlen wirklich etwas ändern könnten,
würden sie uns nicht wählen lassen***

*** Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum
Establishment ***

Im September 1967 hatte ich es tatsächlich bis in die neunte Klasse geschafft und meine Eltern besaßen nun ein wenig bescheidenen Wohlstand. Wir nannten sogar einen Fernseher, eine Waschmaschine und ein Auto, einen Käfer 1200

von Volkswagen, unser eigen. Mein Vater hatte die benachbarte Wohnung hinzugemietet und wir, also meine Eltern, meine Schwester und ich, lebten nun mit viel Platz in vier-einhalb Räumen. Für mich bedeutete dies, dass ich über ein großes Zimmer verfügte und meiner Familie noch konsequenter aus dem Wege gehen konnte.

Abbildung 41: Mein Zimmer circa 1970



Abbildung 42: Mein Zimmer circa 1971



Nach meinen Erinnerungen haben sich außer mir nur noch drei Kinder meines Straßenabschnitts aus der Weddestraße an einem Gymnasium versucht. In der Mittelstufe war ich als einziger von ihnen übrig geblieben und wurde damit zu einem Außenseiter in meiner Umgebung. Entsprechend gab es heftige Anfeindungen und Sozialneid gegen mich, ich erlebte Aggressivität, schlechte Behandlung und persönliche Angriffe. Das wachsende Misstrauen gegen die aufbegehrende Jugend, gegen Oberschüler und Studenten, zeigte sich auch in meiner Straße.

Immer öfter versuchte ich daher, meinen Stadtteil zu verlassen. Manchmal fuhr ich nachmittags zum Amerika-Haus, der amerikanischen Kulturvertretung, am Dammtor-Bahnhof. Dort konnte ich mir Bücher ausleihen, die ich anderswo

nicht bekam und sie in Ruhe lesen. Anfangs habe ich Steinbeck, Hemingway oder Harold Robbins verschlungen und auch John F. Kennedys Buch über Zivilcourage. *Frage, was du für die Welt tun kannst*, um den ermordeten Präsidenten sinngemäß zu zitieren. Später habe ich dann die Werke von Camus, Sartre, Kästner, Frisch und Tucholsky verschlungen.

Ein großer Teil meines Weltbilds und meiner Werteerziehung stammt aus dem Lesen dieser und ähnlicher Bücher, nicht etwa von meinen Eltern oder gar von meinen Lehrern. Zusätzlich besuchte ich die eine oder andere der vom Amerika-Haus angebotenen Veranstaltungen, so 1967 den Vortrag des amerikanischen Mercury-Astronauten John Glenn, der als erster Amerikaner mit Friendship 7 die Erde umkreist hatte und von dem ich sogar ein Autogramm bekam. Ich war unendlich gierig auf Wissen und Lernen. Zum Ende meiner Pubertät befand ich mich heftig auf der Suche, ohne dass ich hätte sagen können, wo nach ich eigentlich genau suchte. Das immer noch intensive Gefühl von *ich will da raus* trieb mich weiter an, raus aus meiner Familie, dem Kirchenpauer und dem Leben in Hamburg-Horn. Wenn ich dieser Realität schon nicht dauerhaft entfliehen konnte, wollte ich sie wenigstens so oft wie möglich verlassen.

Nicht selten träumte ich davon, am nächsten Morgen erwachsen zu sein und mein eigenes selbstbestimmtes Leben führen zu können. Manchmal beschäftigte ich mich auch mit konkreten Fluchtplänen.

Abbildung 43: Der Verfasser mit 17 Jahren im Jahr 1968



Bevor es mich zu den Studenten und deren politischen Aktivitäten zog, machte ich im Winter 1966 auf 1967 einige Monate bei den Aktivitäten von *Sing-Out* mit. Vordergründig war dies eine Musik-Show für junge Leute, tatsächlich aber eine gutfinanzierte Aktion zur ideologischen Indoktrination, initiiert von einer erzkonservativen amerikanischen

Bewegung, die sich bezeichnenderweise *Moralische Aufrüstung* nannte. Sie basierte auf religiös-fundamentalistischen Ansichten und betrieb politische Einflussnahme am rechten Ufer im Sinne kapitalistischer Werte. Das Wort von der Aufrüstung trifft die Absichten der Initiatoren. Sing-Out war eine Art Kreuzzug gegen das wachsende Aufbegehren der Jugend, gegen kommunistische Einflüsse und den schwindenden Wehrwillen.

Das Instrument der Bewegung waren bunte Musik-Shows, die unter dem Titel Sing-Out ab Mitte der 1960er um die Welt tourten. Im Fernsehen hatte ich einen Bericht darüber gesehen und als die Show im Hamburger Audimax auftrat, ging ich hin. Sing-Out war eine weichgespülte Mischung aus Erweckungsgottesdienst und rechter Politpropaganda, eine perfekte Verführung. Sie klang so bunt, laut und lebendig wie die Beatmusik, die begonnen hatte, unsere Herzen zu erobern. Doch hier waren die Sängerinnen und Sänger nett und seriös gekleidete, saubere junge Menschen, so wie die Erwachsenen sie sich wünschten. Sie lächelten viel, sangen fröhlich und bejahten unsere Welt. *Sei nett, sei brav, schneide dir die Haare, gehorche deinen Eltern und dem Staat. Glaube an Gott und diene dem Vaterland gegen den Kommunismus, mache keine Selbstbefriedigung.*

Abbildung 44: Sing Out im Fernsehen 1



Abbildung 45: Sing Out im Fernsehen 2



Schnell hatten mich die Musik und die Lebendigkeit eingefangen, zu diesem Zeitpunkt war ich wahrscheinlich auch leicht zu verführen. Ohne groß nachzudenken, entschied ich mich zum Mitmachen in der in Hamburg nach dem Konzert gegründeten Gruppe. Wir trafen uns mehrere Male in den Räumen eines großen amerikanischen EDV-Unternehmens in der Rothenbaumchaussee. Drei Wochen später fuhren wir dann in einem von der Bundeswehr für uns bereitgestellten Bus in eine Tagungsstätte bei Castrop-Rauxel. Die Klöckner-Werke, ein im Wirtschaftswunder höchst erfolgreich boomendes Stahlunternehmen, hatten ihr Jugenddorf Meisenhof zur Verfügung gestellt.

Im Nationalsozialismus galt Klöckner als ein wichtiges strategisches Element Rüstungsindustrie und Kriegsführung. Mit der Unterstützung von Sing-Out wollten die Bundeswehr und Teile der Wirtschaft auch in Deutschland staatstragende Kräfte fördern, denn Beatmusik, lange Haare bei Jungen, Gammler und die sexuelle Revolution hatten begonnen, in der Jugend ein Gefühl von Ungehorsam und Widerstand anzustacheln.

Später traf sich die Hamburger Sing-Out-Gruppe in einer Kirche im heruntergekommenen Stadtteil Willhelmsburg. An direkte ideologische Unterweisung kann ich mich nicht erinnern, nach meiner Erinnerung gab es auch keine. Wir studierten etwa zwanzig fröhliche und optimistische Songs ein, die Titel trugen wie *Ein Hoch auf die Menschen* und *Freiheit ist nicht umsonst*. Befreit von der beklemmenden Atmosphäre von Schule und Elternhaus fühlte ich mich einige

Monate bei Sing-Out sehr wohl. Ungezwungen konnte ich dort mit Mädchen zusammensein. Heiligabend 1966 stand ich auf der Bühne einer kleinen Kirche am Wandsbek Markt und wir führten unsere Show auf. Fröhliches Singen und Winken, Winken und Singen. Danach verlor ich schnell das Interesse und ging nicht mehr hin.

Die Sing-Out Aktivitäten waren in Amerika als Reaktion auf die Bürgerrechtsbewegung entstanden. Durch sie sollten idealistische Jugendliche mit einem positiven Bild von Vaterland und heiler Welt an die Gesellschaft gebunden werden, um nicht in die wachsende Gegenkultur von Revolte und Protest abzugleiten. Ein umfangreiches Netzwerk von konservativen und rechten Kräften unterstützte Sing-Out in Deutschland, zu dem auch der spätere CDU-Bundespräsident Karl Carstens gehörte. Auch dieser Politiker galt unter Jüngeren ähnlich wie Kiesinger, Strauß, Dregger und einige andere als eine gruselige rechte Persönlichkeit mit einem reaktionären Weltbild und einer nationalsozialistisch belasteten Vergangenheit.

Auf mich wirkte das hölzerne und martialische Auftreten von Karl Carstens immer so, als würde er nachts im Garten nackt in Stiefeln herumlaufen und gar *den Führer grüßen*. Im Dritten Reich hatte er einen Antrag auf NSDAP-Mitgliedschaft gestellt, und sich nie ernsthaft zu seiner Vergangenheit erklärt. Von dem fundamentalistischen Hintergrund der Moralischen Aufrüstung, den ideologischen Absichten ihrer Gründer und ihrer Nähe zu rechten Ideologien habe ich damals nichts mitbekommen. Ich war in der Pubertät,

wollte etwas Aufregendes erleben und Mädchen kennenlernen. Dafür war Sing-Out eine gute Gelegenheit. Raus aus meinem Zuhause und aus Hamburg-Horn. Zu meinen Eltern bestand ohnehin nur noch eine geringe Bindung. Es interessierte sie nur wenig, was ich tat, solange ich nicht vom Gymnasium geworfen wurde.

Doch die Sing-Out-Bewegung blieb nur eine Fußnote der Geschichte, ein erfolgloser Versuch der ideologischen Erziehung im Kalten Krieg. Bei YouTube lassen sich noch mehrere Filmschnipsel dieses Spektakels als Zeitdokumente finden. Betrachte ich sie heute, fühle ich tiefes Entsetzen. Ich kann sie kaum ertragen, ohne vor Scham im Boden zu versinken zu wollen. Schon die unerotisch-keuschen Kleidchen der Mädchen, Modell Kohlsack, und die unglaublich dummen Gesichter der Jungen, die aussehen wie Zombies nach einer Gehirnwäsche, empfinde ich heute als extrem peinlich. Unsere Songtexte waren von großer Naivität und gesellschaftspolitischer Dummheit geprägt. Heile-Welt-Ideologie und religiöse Motive als Opium fürs Volk.

Habe ich tatsächlich mehrere Monate bei Sing-Out mitgemacht? Heute erscheint es mir unbegreiflich, es war doch der Vorabend des Aufruhrs. Die Jugendrevolte hatte bereits begonnen und die Rolling Stones ihre Hits *Satisfaction* und *Get off of my cloud* in die Hitparaden gebracht, was im Schülerverständnis so viel hieß wie *Die Welt ist schlecht* und *Verpisst euch*. Gerichtet, wer könnte daran zweifeln, an die Erwachsenen.

Später erfuhr ich, dass in Hamburg und anderen Städten Mitglieder des SDS gegen die Aktivitäten von Sing-Out protestiert hatten. Für mich war das Mitmachen eine schnell vergessene Durchgangsstation. Nach nur kurzer Zeit waren die politischen Aktionen der Studenten und des SDS viel interessanter. So intensiv wie es mich in den reaktionären Sumpf von Sing-Out gezogen hatte, so lockte mich nun magisch das Umfeld der Universität mit seinen studentischen Aktivitäten.

Dutschke tanzte nie zu Jimi Hendrix

Es muss 1964 oder 1965 gewesen sein, als in der Nähe meiner Schule, an der U-Bahnstation Mundsburg, eine aufgetetzte Frau ein junges Mädchen wegen ihres *unsittlichen Minirocks* verprügelte und dafür in der BILD-Zeitung mit einem groß aufgemachten Bericht gefeiert wurde. Ganz offen und unverhohlen zielte dieses Presseorgan auf das *gesunde deutsche Volksempfinden*. In meinem Weltbild war klar, da war sie wieder, unsere so unselige Vergangenheit. Bedauerlicherweise ist dieser Artikel in keinem digitalen Archiv mehr auffindbar. Gerne hätte ich daraus zitiert.

Dann folgte dasjenige Ereignis, das die Bundesrepublik dauerhaft veränderte, die Ermordung Benno Ohnesorgs am 2. Juni 1967 in Berlin durch einen Polizisten. Ich war tief bewegt und mein politisches Interesse begann zu erwachen. Nur wenige Monate später, ab Herbst 1967, fuhr ich regelmäßig an den Nachmittagen oder auch abends ins Universitätsviertel zu den Studenten. Dort fand eigentlich immer etwas statt, politische Events, Teach Ins, Happenings und Demonstrationen. Wie magisch lagen Gefühle von Aufbruch, Rebellion und Aufruhr in der Luft. Sie bestimmten auch mein Verhalten.

Im September 1967 wurde ich sechzehn Jahre alt. Deutlich spürte ich den Geist von Veränderung und Freiheit. Am Dammtor-Bahnhof oder auf dem Campus sammelte ich mir immer die Flugblätter ein, die über politische Aktionen informierten. Ich besuchte die Vollversammlungen der Studentenvertretung Asta und auch andere Veranstaltungen, die meistens im völlig überfüllten Audimax stattfanden. Auch war ich an dem Abend anwesend, an dem Rudi Dutschke, der für die Öffentlichkeit als Kopf des SDS galt, mit Rudolf Augstein, dem Herausgeber des Nachrichtenmagazins SPIEGEL diskutierte. Jede soziale und politische Veränderung, jede Revolution benötigt identitätsstiftende Anführer und Helden, so wie Greta Thunberg für die Jüngeren heute. Rudi war in Deutschland das Gesicht der Revolte von 1968, ich fand ihn aufregend und elektrisierend. Er gab mir und meiner Unzufriedenheit eine Stimme.

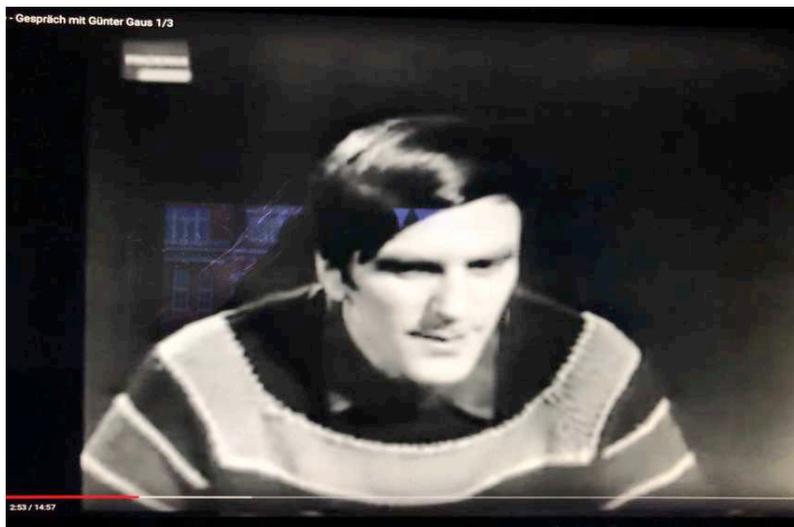
Am 3.12.1967 saß ich am Abend atemlos gespannt vor dem Fernseher. In der Sendung *Zu Protokoll* gab es ein fünfundvierzig Minuten Interview, das Günter Gaus mit Dutschke führte. Es war eine Sternstunde des Journalismus. *Wir sind keine hoffnungslosen Idioten der Geschichte*. Allein mit diesem einen genialen Satz hat Dutschke seinen Platz in den Geschichtsbüchern verdient und Berge von Salz in die Wunden der Generation Hitler gestreut.

Bei mir riefen seine Argumentationen große Begeisterung hervor. Es war toll, gegen das Bestehende zu sein, es gab mir in meinem beschränkten Dasein von Familie und Schule einen Sinn und Lebensinhalt. Das lange Gespräch zwi-

schen Gaus mit Dutschke hat ganz wesentlich zu meiner Politisierung beigetragen. Für Geschichtsinteressierte ist es bis heute bei YouTube als zeitgeschichtliches Dokument auffindbar.

Beim Schreiben dieses Textes habe ich es erneut betrachtet und fühlte mich wieder tief beeindruckt von Dutschkes Gedankengängen. Er sah nicht so aus wie die anderen Erwachsenen, er verhielt und redete nicht so wie sie. Er war zwar schon zehn Jahre älter als ich, aber zu ihm hatte ich Vertrauen. Auch wenn man sich, wie der Politikforscher Wolfgang Kraushaar es einmal formulierte, nicht wirklich vorstellen kann, dass Rudi zu einer Fete ging und zu Songs von Jimi Hendrix getanzt hat.

Abbildung 46: R. Dutschke mit G. Gaus im Fernsehen



Ich kann mich gut an einige der Aktivitäten des Hamburger SDS erinnern: Protest gegen den Psychologieprofessor Peter Hofstätter wegen seiner nationalsozialistischen Vergangenheit und seiner den Holocaust verharmlosenden Äußerungen, Proteste gegen den rechtslastigen Theologen Helmut Thielicke, der eine seiner Predigten im Hamburger Michel von Soldaten gegen Studentenproteste hatte schützen lassen, Aktionen gegen Kolonialismus und den Sturz des Denkmals von Hermann von Wissman, einem hanseatischen Kolonialgouverneur in Deutsch-Ostafrika.

Ich fing an, an das Gute zu glauben, dass die Welt ein besserer, gerechterer und sozialerer Ort sein könnte. Und dass es sich lohnt, sich dafür einzusetzen. Mein politisches Verständnis lässt sich zu diesem Zeitpunkt als *fortschrittlich und diffus sozialistisch* beschreiben, aber ich könnte heute nicht mehr sagen, wie ich mir die Welt konkret nach einer Revolution vorgestellt habe. Anders eben.

Mit Sozialismus war auch nicht die DDR, die Deutsche Demokratische Republik gemeint, zumindest nicht von mir, dieser bedrückende Staat hinter dem, was konservative Kräfte den Eisernen Vorhang nannten. Ich kannte ihn von meinen vielen Besuchen in der Ostzone bei der Familie meines Onkels. *Ostzone* ist bis heute eines meiner Lieblingsworte. Von der DDR zu sprechen, galt in meiner Jugend als eine heftige Provokation, mit der man seinen politischen Standpunkt outete. Politisches Framing existiert ja nicht nur in der Gegenwart. In der Schule musste man reaktionäre Begriffe wie Ostzone, SBZ und Sowjetisch besetzte Zone

gebrauchen, andere Bezeichnungen wären von einigen Lehrern in Klassenarbeiten als Fehler bewertet worden. Später dann, ab etwa Anfang der 1970er, konnte man mit dem Begriff der *Ostzone* immer diejenigen ein wenig provozieren, die sich die *andere deutsche Republik* als ihr politisches Vorbild ausgewählt hatten.

Die zentralen Totschlagargumente gegen die aufbegehrende Jugend in den 60ern lauteten, *man nütze nur dem Russen und geh doch nach Drüben*, also in die DDR. Als Kind fand ich es zwar nicht sonderlich glaubhaft, dass die Russen mir meine Zahnbürste wegnehmen wollten, auch wenn es in der Zone noch trostloser war als bei uns im Westen, aber viele glaubten so etwas tatsächlich. Jedem, der etwas an den Zuständen in der westdeutschen Nachkriegsrepublik kritisierte, wurden solche Sätze um die Ohren geschlagen. Diese unselige Art der Argumentation wirkt bis heute nach.

Wenn ich in der Gegenwart abends zu Edeka oder Rewe zum Einkaufen gehe, sehe ich nicht selten Obdachlose und diejenigen, die in Abfallcontainern nach weggeworfenen Lebensmitteln suchen. Die Schere zwischen Arm und Reich wächst kontinuierlich mit mittlerweile, je nach Schätzung, mit bis zu zehn Millionen Menschen *Working poor*. Auch wer in der Gegenwart die Parteiennomenklatura oder gar das Wirtschaftssystem vor dem Hintergrund von Unrecht und Armut kritisiert, etwa weil der entfesselte Markt des *Profit First* perspektivisch zur Beseitigung von Demokratie führt, oder die Reform- und Zukunftsunfähigkeit unserer Partei-

kader anspricht, sieht sich nicht selten mit vergleichbaren Bemerkungen konfrontiert. *Willst du etwa die DDR wieder haben? Der Kommunismus ist doch gescheitert.*

Es ist eine ähnlich unredliche Art der politischen Argumentation, wie sie in meiner Jugend gegen Andersdenkende üblich war. So wie größere Teile meiner Mitschüler stand ich der Gesellschaft, dem Staat und seinen politischen Parteien mit großer Distanz gegenüber. Kaum ein Jugendlicher aus meinem Umfeld wäre auf den Gedanken gekommen, einer der etablierten Parteien beizutreten, um sich dort zu engagieren. Das galt als undenkbar und pervers, denn Parteien gehörten zum Establishment. Wenn überhaupt, dann galt nur die Sozialdemokratie als ein Verbündeter und das kleinere Übel.

Diejenigen meiner Generation, die in den 1960ern an Veränderungen von Innen, an den sogenannten *langen Marsch durch die Institutionen* glaubten, besonders in oder mit der Sozialdemokratie, müssen doch in der Gegenwart verzweifeln, wenn sie die aktuelle Entwicklung aus politischem Verrat und Verfall sehen. Wir hätten einen besseren Verbündeten verdient gehabt. Zur Jungen Union, der Nachwuchsorganisation der CDU, gingen höchstens Sonderlinge, Perverse oder Verrückte, zugespitzt gesagt, diejenigen, mit denen als Kind keiner spielen wollte. Typ Philip Amthor, um ein Beispiel zu geben.

Bezogen auf mich und meinen Jahrgang waren die SDS-Aktivisten an den Universitäten eigentlich schon Erwachse-

ne und so richtig durchschaute ich auch nicht, was dort stattfand, zumindest habe ich mir keine tieferen Gedanken darüber gemacht. Ich ging dorthin, weil es aufregend war, weil ich lernen konnte, weil die antiautoritäre Richtung stimmte und ich dort meine Entfremdung zu Eltern und Erwachsenen ausleben konnte.

Gehört hatte ich auch von dem Kommunarden Fritz Teufel, einem führenden *Bürgerschreck* und *Provokateur*, den jeder kannte. Genial sein Kommentar, *wenn es denn der Wahrheitsfindung dient*, zu einem Richter und dessen Aufforderung, in einem Gerichtsverfahren doch bitte aufzustehen. Vordergründig nur Klamauk, aber diese Situation gilt für mich als einer der großen Momente der bundesdeutschen Demokratisierung der 1960er.

Vermutlich besaß ich zwischen sechzehn und zwanzig nur ein sehr begrenztes politisches Verständnis der Umstände, unter denen ich heranwuchs, und der politischen Vorgänge an den Universitäten, aber ich war emotional gepackt und wollte zu denen gehören, die zum Ziel hatten, die Welt zum Besseren zu verändern. *Fucking families, fucking Germany.*

Einer meiner großen Helden des Jahres 1968 war der legendäre US-amerikanische Folksänger und Bürgerrechtsaktivist Pete Seeger. Auf seiner langen Welttour 1968 spielte er einen Abend auch in Hamburg. In einem kleinen Saal der Humanistischen Union, in der dunklen, schmutzigen Böckmannstraße im Stadtteil St. Georg, nahe dem Hauptbahnhof. Dort wo Jahrzehnte später die Attentäter des 9/11

um Mohammed Atta aus ihrem islamischen Sumpf krochen. Es gelang mir, eine der begehrten Eintrittskarten zu bekommen, und ich erlebte eine großartige Nacht. Vielleicht zweihundert Zuhörer saßen in dem kleinen, völlig überfüllten Raum. Eine tiefe Geborgenheit und Euphorie durchströmten mich. Vage erinnere ich noch, dass Pete Seeger mit Bob Dylans *A hard rain's a-gonna fall* zu meiner großen Begeisterung einen meiner Lieblingsongs anstimmte.

Ein anderer Lieblingssong war *Like a rolling stone* von Bob Dylan, der die Geschichte eines verwöhnten Mädchens erzählte, das Herumtreiber und Obdachlose verachtet, bis es sich selbst auf der Straße wiederfindet. *How does it feel, how does it feel? To be without a home, like a complete unknown, like a rolling stone*, Lyrik Bob Dylan. Doch schnell war klar, dass es nicht um die vordergründige Erzählung ging. In einem tieferen Sinn kann dieses Lied als ein Gleichnis über das Verlassen des Bestehenden gedeutet werden, als Abkehr von der Welt, wie sie bisher war. Songs wie dieser wecken in mir das Bedürfnis, aufzustehen und sofort etwas zu verändern.

Es war 1968, das magische Jahr, in dem der jugendliche Aufruhr global explodierte. So wie ein großer Teil der Jugendlichen hielt ich mich für einen Element der großen globalen Revolte, die unsere Welt verändern würde. Im September folgte wieder ein Geburtstag, ich wurde siebzehn.

Mao die Leuchtsonne

So wie einige meiner Mitschüler kaufte auch ich mir eine *Mao-Bibel*. Das kleine rote Buch mit den Worten des *großen Vorsitzenden Mao Tse Tung* gab es für zwei Deutsche Mark fünfundneunzig in dem kleinen Buchladen Hochhuth, der auf dem Weg zum Gymnasium der Mädchen und zum Fußballplatz Quellenweg lag.

Abbildung 47: Die Mao-Bibel



Doch niemand außer vielleicht einigen wenigen Hardcore-Revolutionären hat dieses Buch sonderlich ernst genommen, zumindest nicht in meinem Umfeld. Zwar konnte man in den Nachrichten regelmäßig von der in China entfesselten Kulturrevolution hören, von der Herrschaft der Roten Garden, dem Aufstand der Jungen gegen die Alten, der Zerstörung aller gesellschaftlichen Autoritäten, aber die meisten von uns wussten nur sehr wenig über die tatsächlichen Vorgänge in China. Für mich galt das Prinzip des *Der Feind meines Feindes ist mein Freund*.

Niemand, den ich kannte, hat tatsächlich zunächst tiefer in einer Mao-Bibel gelesen und sich mit dem Inhalt beschäftigt. Das musste auch überhaupt nicht sein. Ihr Kauf galt als ein symbolischer Akt, so wie das Tragen eines Parkas und die Verwendung des Peace-Zeichens. Der Besitz einer Mao-Bibel hatte für Jugendliche einen höchst praktischen Nutzen, sie war ein mächtiges und perfides Instrument, um die Erwachsenen zu verunsichern und zu erschrecken.

Einmal wedelte im Unterricht Heiner, ein Mitschüler, damit herum und schrie laut, *Mao die Leuchtsonne*, ein Spruch, den er irgendwo aufgeschnappt hatte. Wie in Zeitlupe konnten wir sehen, wie der Lehrer vorne am Pult, vor dem wir sonst kuschen mussten, verunsichert war und Angst bekam. Ohnehin machte die wachsende Entfremdung zwischen Jüngeren und Älteren, die ab Mitte der 1960er Jahre ihren Ausdruck in Musik, Kleidung und den sogenannten respektlosen Verhaltensweisen oder eben im Herumschreien mit der Mao-Bibel fand, nicht wenigen Erwachsenen ziemliche

Angst. In diesen Augenblicken konnten sie nicht mehr verdrängen, dass sie über weite Teile der entsprechenden Jahrgänge die ideologische Kontrolle verloren hatten.

Erst viel später, nach meinem Abitur 1972, lernte ich den einen oder die andere derjenigen kennen, die in maoistisch ausgerichteten Organisationen mitmachten und Schriften von Mao tatsächlich ernst nahmen. Verstanden habe ich es nie, aber ich konnte auch nicht begreifen, wie man zu den Hare Krishna Leuten gehen konnte und *hadi rama, rama rama* singend durch die Städte zog oder sich gar den Jesus People anschloß. Mit Einsetzen der Pubertät trieb die deprimierende Realität von Familien und Schulen zahlreiche Heranwachsende auf eine Suche nach persönlichen und gesellschaftlichen Alternativen. Nicht alle waren unbedingt klug. So wie mein Mitmachen bei Sing-Out. Mehr denn je wollten wir nicht so werden wie unsere Eltern.

Zum zentralen und mich politisch prägenden Ereignis wurde der Mordversuch an Rudi Dutschke vom April 1968. Er sollte meine politische Entwicklung dramatisch beschleunigen. Direkt nach den Nachrichten über den Anschlag im Radio fuhr ich zur Universität. *Sie schießen wieder*. Kontinuierlich hatte das Establishment über die Medien den Hass auf Rudi geschürt. Dazu aus Wikipedia: *Bei einer vom Berliner Senat mitorganisierten Pro-Amerika-Demonstration am 21. Februar 1968 trugen Teilnehmer Plakate mit der Aufschrift „Volksfeind Nr. 1: Rudi Dutschke“*. Als dann einer der Passanten mit Dutschke verwechselt wurde, drohten Demon-

strationsteilnehmer sogar damit, ihn totzuschlagen. Erfolgreich hatte die Springer-Presse eine derart hasserfüllte Stimmung herbeigeschrieben, dass es nur noch ein kleiner Schritt zur Selbstjustiz war.

Abbildung 48: Bild lügt wie gedruckt: (G. Zint)



Im Februar 1968 bezeichnete der *CSU*-Bundestagsabgeordnete Franz Xaver Unertl in einem Interview Dutschke öffentlich als *eine ungewaschene, verlauste und verdreckte Kreatur*. Eine schlimme Äußerung im Sprachduktus der Nazis und ihrer Parteizeitung *Der Stürmer*, nur gut zwanzig Jahre nach Ende der Judenverfolgung. Wahrscheinlich war Unertl man-

gels Einsicht und sozialer Intelligenz nicht einmal bewusst, dass Juden im Dritten Reich mit dieser Wortwahl als Volksfeinde beschrieben wurden, aber sein Statement zeigte überdeutlich, wie tief auch er ein nationalsozialistisches Menschenbild verinnerlicht hatte. In heutigen Zeiten würde ein Abgeordneter nach so einer Äußerung von einem gigantischen Shitstorm aus dem Amt gefegt werden, damals blieb seine Hetze folgenlos.

Aber solche hasserfüllten Kommentare gab es nicht nur gegenüber Rudi Dutschke und Studenten vom SDS, sondern durchaus auch gegenüber anderen jugendlichen Gruppierungen und Subkulturen. Alles wurde wie wild in einen Topf geworfen, Hippies, Gammler, der SDS, die Studenten, laute Beatmusik, Protestsongs, Jungs mit langen Haaren, Mädchen, die Mini-Röcke trugen, die wachsenden sexuellen Freiheiten und die Fragen nach Damals. Es baute sich eine gigantische Welle von Haß gegen alles auf, was für Jugendllichkeit, Fortschritt und Veränderung stand. In dieser Auseinandersetzung der Generationen fungierten besonders die Medien der Springer-Presse wie Brandbeschleuniger und Kriegstreiber.

Für einen nicht unerheblichen Teil der Erwachsenen gehörten Teile der Jugend in ein Lager gesperrt, womit in vielen Köpfen unausgesprochen Konzentrationslager wie zu Hitlers Zeiten gemeint waren. Sie trauten sich nur nicht, es so direkt auszusprechen. Immer intensiver hetzten Teile der politischen Klasse über die Presse gegen die Jugend. Ihre Kriegspropaganda feuerte aus allen Rohren.

Doch unaufhaltsam breiteten sich Widerstand und antiautoritärer Ungehorsam unter Jüngeren wie ein Virus aus. Wir verstanden genau, dass die Hasskampagne gegen Dutschke zwar primär auf seine Person zielte, aber gleichermaßen auch den Hass der Erwachsenen auf die gesamte Jugend ausdrückte, zu deren Symbolfigur er geworden war. Also auch auf uns und mich. Die Metapher von einem *Krieg der Generationen* trifft es schon, selbst wenn sie dem einen oder anderen zu martialisch erscheinen mag.

Wieder passierte es in Berlin, wieder in der aufgeheizten Frontstadt. Die Menschen freuten sich auf die Ostertage. Wochenlang hatten die Zeitungen Dutschke zum Staatsfeind aufgebaut und immer direkter gegen ihn gehetzt. Seinen stechenden Blick, die dunklen Augenbrauen, sein südländisches Aussehen und seinen besonderen Tonfall nutzten die Medien, um die latente deutsche Ausländerfeindlichkeit zu mobilisieren. Dabei stammte Dutschke nur aus der Kleinstadt Luckenwalde bei Berlin. Der damalige Berliner Bürgermeister Klaus Schütz, ein besonders unangenehmer Politiker, hatte wenige Tage zuvor eine große Demonstration zum Aufhetzen der Bevölkerung veranstaltet. So wie bei Aufmärschen in totalitären Staaten erhielten viele Tausend Mitarbeiter von öffentlichen Unternehmen in Berlin diesen Nachmittag bei voller Bezahlung frei. Zehntausende aufgeputschter Berliner schrien: *Rudi Dutschke raus*. Er war zum Abschuss freigegeben.

Der aufgehetzte Mob hatte verstanden und so kam es dann, wie es kommen sollte. Am Gründonnerstag, dem 11. April

1968, wurde gegen sechzehn Uhr auf Dutschke geschossen. Täter war Josef Erwin Bachmann, ein überzeugter Leser der BILD-Zeitung. Bei seiner Verhaftung wurden sogar noch Zeitungsartikel über Dutschke in seiner Tasche gefunden. Doch der Täter war lediglich ein Werkzeug, ein armes Würstchen, der nützliche Idiot, der sich für die Drecksarbeit immer findet. Ein aufgeheizter Verlierer, ein Anstreicher in der unseligen Tradition deutscher Geschichte.

Schnell war bei vielen Jugendlichen die Einschätzung dieses Tages eindeutig: Wieder werden in Deutschland Menschen getötet. Die Generation Hitler lässt ihre Maske fallen und mordet wieder, das Dritte Reich und der Faschismus kommen zurück. Rückblickend war diese Einschätzung übertrieben, aber so fühlten wir damals. In meinem Verständnis war völlig klar, die Kugeln auf Rudi Dutschke galten auch mir, wir könnten die nächsten sein, auf die sie schießen.

Die massiven Spannungen zwischen den Generationen, die sich in den vorausgegangenen Jahren aufgebaut hatten, alle Widersprüche aus der Verdrängung des Nationalsozialismus, aus Musik, Kultur, Jugendrebellion und Studentenbewegung, alles sollte sich in den folgenden Tagen massiv entladen. Nur wenige Stunden später begannen in Hamburg, Berlin, Frankfurt, München und anderen Städten diejenigen Ereignisse, die heute in Geschichtsbüchern als Osterdemonstrationen bezeichnet werden. Wie in einem Bürgerkrieg gab es Verhaftete, Verwundete und in München auch zwei Tote. Es waren ein Fotograf und ein Student, beide Todesfälle sollten nie aufgeklärt werden.

Immer mehr Jugendliche versammelten sich auf der Moorweide vor dem Dammtor-Bahnhof. Nicht nur Studenten, auch Lehrlinge und Schüler wie ich. Die nächsten zwei Tage verbrachte ich mehr oder minder auf der Straße. In Hamburg nahmen mindestens fünfzigtausend Personen am Demonstrationsgeschehen teil. Mir erschien es wie eine riesige Menschenmenge, die alles hinwegfegen könnte. In dichten Ketten untergehakt tobten wir durch die Stadt und schrien nach *Ho Chi Minh* und *USA-SA-SS*, bezogen auf den Krieg im fernen Vietnam und die deutsche Vergangenheit. Ebenso gab es die Parolen *Deutsche Polizisten schützen nur Faschisten* oder *Axel wir kommen*, womit Axel Springer gemeint war, der Inhaber des gleichnamigen Pressekonzerns. Versetze ich mich in diese Stunden zurück, kann ich noch unsere Stimmen hören.

Abbildung 49: Demonstrationsgeschehen 1 (G. Zint)



Um unsere Empörung loszuwerden, liefen wir zum Gebäude des Springer-Verlags, um die Auslieferung der Zeitungen zu blockieren. Andere Gruppen versammelten sich vor dem Rathaus und dem Polizeipräsidium. Die Polizei reagierte mit einer Brutalität, die an Greifkommandos der SS erinnerte. Sie hatten Stiefel, Knüppel und Wasserwerfer. In mir kochte grenzenlose Wut, verstärkt von der Reaktion der Staatsorgane. *Sie morden wieder*, war der zentrale Gedanke, der mich beherrschte. Meine Wut vermischte sich mit Begeisterung und Aufregung, nun für das Gute zu kämpfen.

Abbildung 50: Demonstrationsgeschehen 2 (G. Zint)



Einige Wochen vorher hatte ich Dutschke noch bei einer Diskussion im Audimax der Universität erlebt. Er war für mich eine positiv besetzte Person, die ich sehr mochte, je mehr Springer-Presse und Establishment gegen ihn hetzten. Selbst an meiner Schule hatte ich mitbekommen, wohin der Wind blies und in welche Richtung die Welt da draußen trieb.

Abbildung 51: Vater mit Kind auf der Demo (G. Zint)



Immer wieder versuchten kleinere Gruppen, die Zufahrten zum Gebäude des Axel Springer Pressekonzerns in der Kaiser-Wilhelm-Straße durch Sit-Ins zu blockieren. Ich beteiligte mich an der Belagerung der Filiale des Hamburger Abendblatts am Gänsemarkt und auch an der Blockade des

Springer-Gebäudes. Im ganzen Viertel kam es zu Sitzstreiks, um den Verkehr zu unterbrechen, auch auf der sechsspürigen Kreuzung vor dem Dammtor-Bahnhof, die immer wieder schnell von prügelnden Polizeikräften geräumt wurde. Jedes Mal ging führte dies zu kleineren Rangeleien oder auch heftigen Kämpfen.

Rückblickend gestehe ich mir ein, dass ich in diesen bürgerkriegsähnlichen Tagen vermutlich nicht sonderlich zurechnungsfähig gewesen bin. Für mich waren es Stunden einer auch zutiefst körperlichen Erfahrung. Schreiend und durch Unterhaken in Ketten miteinander verbunden, Körper an Körper, tobten wir durch die Stadt. In meiner Erinnerung spürten wir Stärke und rochen Macht. Ich erlebte neuartige, elektrisierende Gefühle, so als sei ich über Nacht erwachsen geworden. Endlos pulsierten in mir Euphorie und Adrenalin. Endlich geht es los, nun würde sich die Welt zum besseren verändern.

Angst hatte ich keine, auch wenn einige der von Polizisten verletzten Demonstranten ziemlich übel zugerichtet aussahen. Zwischenzeitlich hörte ich von dem in München getöteten Jugendlichen. Hätte ich eine Waffe gehabt, hätte ich vermutlich ohne groß nachzudenken auch geschossen. Spät nachts schlief ich mehrere Stunden in einem halbdunklen Universitätsraum auf dem Boden, während in der Ecke jemand leise Lieder von Bob Dylan sang, dessen Musik ich kurz vorher entdeckt hatte. Nur den Schatten des Sängers habe ich gesehen. Ich spüre noch heute, wie einige der Anwesenden mich seltsam ansahen, weil ich noch so jung war.

Wahrscheinlich wirkte ich mit meinen nur sechzehn Jahren noch wie ein großes Kind, aber niemand schickte mich fort. Am nächsten Tag gingen die Demonstrationen weiter und die Auseinandersetzungen nahmen an Intensität zu.

Am Ostersonnabend agierte die Hamburger Polizei noch härter und schlug nach allem, was sich bewegte. Es waren nicht gerade die Edelsten unseres Landes zum Prügeln abkommandiert worden. In der auf diese Ereignisse völlig unvorbereiteten Polizeiführung soll ein riesiges Chaos geherrscht haben, das sich teilweise in brutaler Gewalt entlud. Doch für mich war sie weder beängstigend noch taten die Schläge, die ich abbekam, sonderlich weh. Ich empfand sie als Bestätigung, sie stärkten mein Gefühl der moralischen Überlegenheit. Wir waren die Guten, wir waren im Recht.

In der zweiten Nacht eskalierten die Auseinandersetzungen zwischen Demonstranten und Polizei heftig. Schließlich wurde ich spätabends bei den Räumungen vor dem damaligen Polizeipräsidium am Berliner Tor von der Polizei gefangengenommen, direkt neben der gleichnamigen U-Bahn Haltestelle. Verhaftet mag ich dazu nicht sagen, denn mit Rechtsstaat hatte es nichts zu tun.

Aus jugendlicher Unerfahrenheit war ich im Demonstrationzug ziemlich weit vorne mitgelaufen, als ich und einige andere von einer Polizistengruppe eingekesselt wurden. Es gab mehrere Schläge mit dem Knüppel, dann transportierten sie mich in einer Wanne ab. Schließlich verbrachte ich die ganze Nacht in einer Zelle. Am nächsten Morgen

durfte mein Vater mich abholen, doch überraschenderweise ertrug er diese Situation mit großer Fassung. Irgendwelche Folgen in Schule und Familie gab es nicht, was mich bis heute sehr erstaunt. Ich glaube fast, nicht einmal meiner Mutter hat er davon erzählt. Heute kommt mir mein Mitmachen bei den Osterdemonstrationen fremd und bizarr vor.

Ich war noch so jung, ein unreifer Junge, von Gefühlen der Entfremdung zu Familie, Schule und Staat getrieben, auf der Suche nach meiner Identität. Ob ich das durfte? Wie meine Eltern das fanden? Für mich alles irrelevant. Sie fragten ohnehin nicht mehr, wo ich war und wann ich nach Hause kam. Miteinander geredet haben wir nur noch wenig, ab Ende der Mittelstufe gab es kaum noch einen tieferen Kontakt zwischen uns, auch wenn wir noch in derselben Wohnung lebten. Mein Mitmachen an den Demonstrationen war nicht nur politisch motiviert, sondern auch mein Versuch, in der Grabesstille von Familie und Schule etwas zu spüren.

Hamburg wurde zu dieser Zeit von der Sozialdemokratischen Partei regiert. Doch statt die Jugend und den Fortschritt zu unterstützen, schickte der damalige Innensenator Heinz Ruhnau seine Polizeieinheiten los, um brutal gegen uns vorzugehen. Eine Lektion lernte ich dabei fürs Leben: *Wer hat uns verraten, Sozialdemokraten*. Ob die Zustimmung zum Ersten Weltkrieg, das unselige Wirken eines Gustav Noske in der Weimarer Republik oder gar die Berufsverbote der 1970er, die Kriegsteilnahme im ehemaligen Jugoslawien oder die misslungenen Hartz4-Gesetze zur Schaf-

fung einer Arbeitsarmee von *Working Poor*, der schmutzige und schäbige Verrat an denjenigen, die sie vorgeben zu vertreten, hat sich bei der SPD immer und immer wiederholt. Später wechselte Ruhnau als Staatssekretär ins Verkehrsministerium, bevor er mit einem sehr gut dotierten Posten als Vorstandsvorsitzender der damals noch staatseigenen Lufthansa versorgt wurde. Wenn man so möchte, auch als ein später Lohn für die Prügeleinsätze seiner Polizei bei den Osterdemonstrationen.

Verglichen mit der CDU galt die SPD für viele in den Sechzigern als fortschrittlich. Meine Mutter war bis zum Ende des 20. Jahrhunderts eine treue Sozialdemokratin. Ihr Vater arbeitete als Heizer auf einem Schiff der Handelsmarine, als diese vor zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts noch mit Kohle betrieben wurden. Möglicherweise war die politische Haltung meiner Mutter auch davon beeinflusst, dass ihr Vater sich lange im linken Milieu um Ernst Thälmann aufgehalten hatte.

Im Bundestagswahlkampf 1961 nahm sie mich mit zum Pagenfelder Platz, einer kleinen Straßenkreuzung, gut fünfhundert Meter von unserer Wohnung entfernt. Dort hielt Willy Brandt vor etwa dreihundert Zuhörern mit heiserer Stimme eine Wahlkampfreden. Doch erst 1969 sollte er ins Amt des Bundeskanzlers gelangen.

Später, im höheren Alter, wählte meine Mutter dann rechte Parteien, etwa im Jahr 2001 die Hamburger Schill Partei, als ihre Alltagsrealität und die von der regierenden SPD ver-

breiteten Darstellungen über Sicherheit in Hamburg-Horn heftig begannen, auseinander zu driften, um es noch höflich zu beschreiben.

In der Gegenwart ist Horn einer derjenigen Stadtteile, in dem die rechtskonservative AfD regelmäßig einen hohen Stimmenanteil bei Wahlen gewinnen kann. Für mich nur wenig erstaunlich, angesichts der gesellschaftlichen Verdrängungs- und Zerfallsprozesse, die sich dort besonders deutlich beobachten lassen. Mein Vater hat sich der Nachkriegsdemokratie komplett verweigert. Nie ist er nach 1945 zu einer Wahl gegangen. Die Republik der Kriegsverlierer war nicht sein Staat.

Im weiteren Verlauf des Jahres 1968 nahm ich dann häufiger an den Treffen des AUSS teil, dem Aktionszentrum Unabhängiger und Sozialistischer Schüler. Wir trafen uns regelmäßig im SDS-Keller unter dem Universitätsgebäude, das damals Pferdestall genannt wurde und die Sozialwissenschaften beherbergte. Es lag an derjenigen Seite vom Campus, an der seit Jahrzehnten das bekannte Abaton Kino betrieben wird. Eine formale Mitgliedschaft oder ähnliches gab es beim AUSS nicht. Man ging einfach hin, diskutierte und machte mit.

Beteiligt war ich an einer Aktion des AUSS, die damals heftiges Aufsehen erregte. Dabei wurden Tausende von Flugblättern an Hamburgs Gymnasien verteilt, die Informationen darüber verbreiteten, welche Ärzte ohne Erlaubnis der Eltern unverheirateten Mädchen unter einundzwanzig, dem

damaligen Volljährigkeitsalter, die Antibaby-Pille verschreiben würden. Mehr als alle anderen politischen Aktivitäten muss das gutbürgerliche Establishment diese Aktion als einen massiven Angriff auf seine Macht angesehen haben. Die Unschuld der höheren Töchter war heilig, denn bekanntlich korreliert die gesellschaftliche Unterdrückung direkt mit der sexuellen.

Wenn ich mich zutreffend erinnere, hat der Staatsschutz damals lange und intensiv versucht, die Beteiligten und vor allem deren Hintermänner zu ermitteln. Nur diese gab es nicht. Ähnlich wie staatliche Autoritäten und Überwachungsorgane nie verstanden haben, dass die aufbegehrende Jugend nicht von der Ostzone oder gar Moskau gesteuert wurde, konnten sie auch nicht begreifen, dass es gar keine Hintermänner gab, von denen die Verbreitung der Informationen zur Pille unter den Hamburger Schülerinnen gesteuert wurde. Zu mir sind sie jedenfalls nicht vorgedrungen, denn politisch war ich auch nur ein kleines Licht. Nach meinem Wissensstand wurde keiner der Beteiligten erwischt.

Die Teilnahme am AUSS und seinen Aktivitäten gab mir einen mächtigen Schub im Erwachsenwerden. Tiefergehende Informationen zum AUSS in Hamburg können einem Artikel von Linde Apel von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte an der Universität Hamburg entnommen werden. Der Titel lautet, *Der Nachwuchs der Revolte* mit dem Untertitel *Die Schülerbewegung der 60er Jahre am Beispiel der Hamburger Gruppe des Aktionszentrums Unabhängiger und So-*

zialistischer Schüler. Nach meiner Kenntnis die einzige Quelle, die den AUSS näher dokumentiert hat.

Zu meiner politischen Bewusstseinsbildung der Jahre 1968 und 1969 gehörte nicht nur meine Mao-Bibel zum Erschrecken von Erwachsenen, sondern auch das regelmäßige Lesen der als fortschrittlich geltenden Zeitschrift *Konkret*. Neben politischen Artikeln, unter anderem von dem späteren RAF-Mitglied Ulrike Meinhof, gab es auch Fotos barbusiger Mädchen, die so aussahen wie diejenigen, die ich kannte, in der so prüden und sexualfeindlichen Umgebung von Kirchenpauer-Gymnasium und Familie nicht ganz unwichtig.

In jedem Heft gab es im hinteren Teil eine Rubrik mit Kontaktanzeigen. Über eine davon lernte ich Anett S. kennen, es muss Ende 1968 gewesen sein. Sie war einige Monate jünger als ich und suchte einen Jungen, so hatte sie geschrieben. Mutig antwortete ich mit einigen freundlichen Zeilen. Anett besuchte ein Gymnasium im wohlhabenden Stadtteil Othmarschen, in dem sie auch lebte. Als Antwort schickte sie einen kurzen Brief mit ihrer Telefonnummer. Ich sollte doch anrufen. Mit Herzklopfen traute ich mich eines Abends dann, zum Telefonhörer zu greifen. Ihre Lebensverhältnisse wirkten ein wenig wohlhabender und gesitteter als meine, auch wenn ihr Vater zunächst hörbar im Hintergrund fragte, *wer ist das?*

Wir machten eine Verabredung aus und verbrachten eine lange Nacht in der Kneipe Kanister. Offenbar sahen wir die

Welt ähnlich und hatten uns unendlich viel zu erzählen. Das Feindbild aus Eltern und Erwachsenen verband uns, dazu das Interesse am anderen Geschlecht. Schließlich standen wir im Regen an der U-Bahn-Station Rödingsmarkt und küssten uns endlos lange. Schließlich mussten wir, es war kurz nach Mitternacht, mit den letzten Straßenbahnen in entgegengesetzte Richtungen fahren.

Unübersehbar mochten wir uns und möglicherweise auch das, was wir in diese Situation hinein projizierten, aber ich verstand nicht, dass sie nun auf ein deutliches Signal wartete, wie es mit uns weitergehen würde und ich sie wieder anrufe. Ich wusste noch nicht so richtig, wie das geht mit den Mädchen und habe es vermasselt. Auch wenn ihr Bild in meinem Kopf langsam verblasst, denke ich manchmal mit großer Wehmut an sie. Lebt sie noch? Wie mag ihr weiteres Dasein verlaufen sein? War es glücklich? Würde sie sich noch an unseren Abend erinnern?

Gegen die Notstandsgesetze

Weiter mit der Entwicklung an meiner Schule. Im Winter von 1967 auf 68 interessierte ich mich für die POLAG, den politischen Arbeitskreis Politik am Kircherpauer und ging zu den Treffen, die einmal in der Woche nachmittags stattfanden. Hier diskutierten interessierte Oberstufenschüler zusammen mit Schülerinnen des benachbarten Mädchen-Gymnasiums als offizielle Schulaktivität über Politik. Angela und Udo hießen die damaligen Schulsprecher, die das Ganze ins Leben gerufen hatten. Sie waren beide gut drei Jahre älter als ich. Gelegentlich organisierte die POLAG auch Wochenendseminare, um die Diskussionen zu intensivieren und zu vertiefen, wie es hieß. Tatsächlich galten solche Veranstaltungen auch als Kontaktbörse zwischen den Jungen und Mädchen unserer Gymnasien und dienten dem Schaulaufen.

Als politische Themen der POLAG erinnere ich neben den Aktionen gegen die Notstandsgesetze, das Massensterben im Krieg in Biafra, das Attentat auf Dutschke, die reaktionären Erklärungen des Papstes zu Sexualität und zur Verhütung, die er in der Enzyklika Humanae Vitae im Jahr 68 verbreitete. Also das, was uns immer und überall umtrieb. Auch gab es zahlreiche größere und kleine schul-

bezogene Themen wie Mitbestimmung an den Unterrichtsinhalten oder das Anliegen eines Raucherzimmers. Darf uns vorgeschrieben werden, ob wir zum Friseur müssen? Dürfen wir während der großen Pausen den Schulhof verlassen? Dürfen wir während der Schulzeit unsere Kette mit dem Peace-Zeichen tragen? Und auch sexuelle Aufklärung und Sexualkundeunterricht waren wichtige Anliegen, worunter einige Lehrer allerdings die Fortpflanzung der Bienen und der Schachtelhalme verstanden.

Innerhalb weniger Monate schlugen die vielen turbulenten Ereignisse des Jahres 1968 auf das Klima an meiner Schule durch. Trotz aller ihrer Repressionen konnten unsere Lehrer nicht verhindern, dass sich der Kulturwandel rasend schnell auch innerhalb der Mauern unserer Schule ausbreitete und ihnen ihre strenge Kontrolle über uns entglitt. Einmal aus der Flasche entwichen, ließ sich der Zeitgeist nicht mehr aufhalten.

Zu einem zentralen Konflikt zwischen Schülern einerseits und Eltern, Lehrer und Schulbehörde andererseits wurde in der ersten Jahreshälfte 1968 die Verabschiedung der Notstandsgesetze, bereits mehrfach hier angesprochen. An fast allen Hamburger Schulen kam es zu heftigen politischen Aktionen, Demonstrationen und Schulstreiks gegen diese Gesetze, ganz besonders vor dem 11.5. 68, dem Tag des großen Sternmarsches auf die damalige Bundeshauptstadt Bonn. Viele Jüngere waren gegen diese Gesetze und fürchteten angesichts der deutschen Vergangenheit ihren Missbrauch. Wie sollten wir dem Establishment trauen

können? Einige Wochen vorher kamen drei ehemalige Schüler des Kirchenpauer zur POLAG, um sie politisch zu agitieren, wie es im damaligen Sprachgebrauch hieß.

Unter ihnen waren Axel und Uwe, der später als eine der Leitfiguren des DDR-nahen Marxistischen Studentenbundes (MSB) eine größere überregionale Bekanntheit erreichen sollte und noch später sogar als Kandidat einer Bürgerchaftswahl für die DKP, die Deutsche Kommunistische Partei, um das Amt des Bürgermeisters in Hamburg antrat.

Im Herbst 1968 löste sich die POLAG als offizielle Schulveranstaltung auf und ging in einen lockeren Kreis von Leuten über, die sich in und außerhalb der Schule als Basisgruppe politisch betätigten. *Basisgruppe* war damals ein üblicher Begriff für selbstbestimmte politische Aktivitäten unter Jüngeren. Durch engere Kontakte zu diesen für mich älteren Schülern und Studenten, besonders zu Uwe und seiner damaligen Freundin Tissy, blieb ich in dieser Clique hängen. Ich kannte Tissy schon vorher als ältere Schwester eines meiner Klassenkameraden. Sie besuchte die benachbarte Mädchenschule und über einen längeren Zeitraum sind wir häufiger morgens zusammen im Bus 116 zu unseren Schulen gefahren. Manchmal gab es einen Gruß und ein Lächeln von ihr. Adrenalin für meinen Schulfreund K. und mich auf dem Weg in das gruselige Kirchenpauer. Mit fünfzehn waren wir intensiv verliebt in sie, ihr Lächeln konnte uns für den ganzen Tag glücklich machen.

Im Verlauf der 1970er entwickelte sich Tissy zu einer bekannten politischen Aktivistin in höheren Positionen der DKP-nahen Bewegung. Nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems 1989 arbeitete sie zunächst als Sachbearbeiterin für eine Krankenkasse, bevor sie als renommierte Journalistin der bürgerlichen Presse in Erscheinung trat. Im Februar 2013 verstarb sie an einer Krebserkrankung. Rest in Peace.

Mit dieser Clique unternahm ich im Sommer 1968 häufiger auch private Aktivitäten. Einige Male fuhren wir zum Billardspielen auf den Kiez oder saßen in dem Chinarestaurant am Eingang zur Reeperbahn, was als cool galt. Für mich war es ein fortschrittlicher Lebensstil. Gut erinnere ich noch, dass ich Uwe und Tissy einmal, als meine Eltern abwesend waren, mein Zimmer überlassen habe, damit sie zusammen sein konnten.

Über die Verbindung in diese Clique habe ich mich auch bei politischen Treffen und Diskussionen in der bekannten Villa am Rondell im noblen Harvestehude aufgehalten, über die später berichtet wurde, sie hätte einem der hohen Tiere vom Stern oder SPIEGEL gehört. Durch diese Kontakte geriet ich im Winter 1968 auf 69 auch in eine politische Gruppierung, die sich SALZ nannte, Sozialistisches Arbeiter und Lehrlingszentrum. Gut zwei Monate ging ich einmal in der Woche zu einer Schulungsgruppe, die sich in einer Wohngemeinschaft in der Ekhofstraße an der Schwimmoper traf. Dort lasen wir mit acht oder neun Leuten die einschlägige politische Literatur von Marx, Engels und den anderen, da-

runter auch ein kleines Büchlein von Mao Tse Tung mit dem Titel *Über Praxis und Widerspruch*. Dann wurde diskutiert. Getroffen haben wir uns in einem Zimmer, in dem unser Anleiter offenbar auch wohnte. An den Wänden hingen die üblichen Heiligenbilder von Marx, Lenin, Mao und Che Guevara, dem marxistischen Revolutionär, Guerillaführer, Arzt und Autor.

Den bürgerlichen Namen unseres Anleiters erinnere ich als Hans-Martin, genannt wurde er allerdings nur Hans-Mao. In meinen Erinnerungen war er schräger, rigider Zwerg mit Nickelbrille, der wie ein Politkommissar der stalinistischen Geheimpolizei auftrat: überheblich, giftig, besserwisserisch und konspirativ. Als ich mich 2008, viele Jahre später, mit Tissy noch einmal in Berlin zu einem langen Gespräch traf, erfuhr ich, dass er häufiger die Mädchen der Gruppe mit massivem psychologischen Druck belästigte, um sie zum Sex zu nötigen. *Das würde zur Revolution dazu gehören*, soll seine Lieblingsbemerkung gewesen sein. Zur Abwehr hätten die Mädchen immer erzählt, sie hätten ihre Tage oder Kopfschmerzen. Während der Arbeit an diesem Text hörte ich, dass er wohl als höchst unsozial und unbeliebt verschrien war und in der Szene einen grottschlechten Ruf hatte. Vor einiger Zeit soll er Suizid begangen haben.

Zwar kann ich heute gruppendynamisch gut nachvollziehen, warum ich an der Schulung teilgenommen habe, aber nicht mehr, was ich mir ganz persönlich davon versprochen habe. Gehe ich in meinem Kopf noch einmal zu einem der Schulungsabende zurück und wandere in der Situation herum,

so müssen es schräge Stunden gewesen sein. Die theoretischen Schriften von Marx, Stalin oder Mao interessierten mich nicht sonderlich, da die Inhalte kaum etwas mit mir und meinem Alltag zu tun hatten. Sicherlich wirkte ein sanfter Gruppenzwang auf mich, vielleicht war es auch nur das Gefühl, es sei in oder gehöre dazu. Warum ich und nicht wenige Jüngere damals allerdings glaubten, die Beschäftigung mit lange zurückliegenden Ereignissen aus vorindustriellen Agrargesellschaften und der chinesischen oder gar russischen Revolution könnte uns Antworten für unsere Zukunft geben, verstehe ich heute nicht mehr.

Die Ekhofstraße erlangte wenige Jahre später noch eine hohe lokale Aufmerksamkeit, als dort ein besetztes Haus brutal von der Polizei geräumt wurde. Dieses Ereignis gilt als eine der härtesten Schlachten des Häuserkampfes in der Bundesrepublik. Vermutlich war es dasjenige Haus, in das ich zur Schulung gegangen bin. Für die später der RAF zugehörige Christa Eckes vom Luisen-Gymnasium in Hamburg-Bergedorf vermutlich ein prägendes Erlebnis auf ihrem Weg in den Terrorismus. Sie hielt sich zeitweise in der Ekhofstraße auf, und erlebte bei der Räumung Gewalt und Übergriffe durch die Polizei.

Mit Christas Lebenslauf habe ich mich vor kurzem sehr beschäftigt, als in den Jahren 2018 und 2019 eine 10. Klasse des Luisen-Gymnasiums in Hamburg-Bergedorf im Unterricht ein umfangreiches historisches Projekt zur Teilnahme am *Geschichtswettbewerb* des Bundespräsidenten durchführte. Als Thema hatten sie sich die politischen Konflikte um

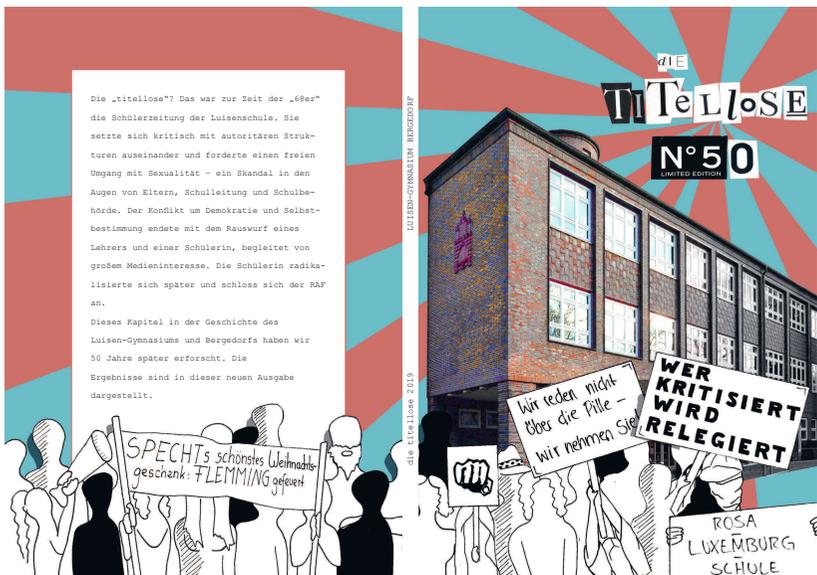
Christa Eckes in den späten 1960ern an ihrer Schule ausgesucht, die damals noch ein reines Mädchen-Gymnasium war. Der Projektbericht wurde in Form einer Schülerzeitung als *Die Titellose No. 50* veröffentlicht. Darin kann man detailliert über die damaligen Auseinandersetzungen nachlesen.

Ich gehörte zu den Zeitzeugen, die von den Schülerinnen und Schülern für ihre Nachforschungen interviewt wurden. Auch wurden im Unterricht Teile meines Buchs *Nachkriegsland* behandelt. Für mich war es nach 1971 das erste Mal, dass ich wieder eine Schule betreten habe. In den späten 60ern gehörte Christa Eckes führend zu denjenigen Schülerinnen, die am Luise-Gymnasium aufbegehrten. Daher gingen die Schülerinnen und Schüler des Geschichtsprojekts ursprünglich davon aus, dass die Konflikte an ihrer Schule ganz besonders außergewöhnlich gewesen seien. Sie wirkten erstaunt, als ich dem widersprach. Zwar gab es für die damaligen Vorkommnisse eine hohe mediale Aufmerksamkeit, auch wegen des am Luise-Gymnasium besonders konfrontativen und ungeschickten Verhaltens von Schulleitung und Schulbehörde, aber eigentlich waren es nur Auseinandersetzungen, die an jedem Hamburger Gymnasium vorkamen. Auch an anderen Schulen gab es heftige Sanktionen sowohl gegen rebellische und politisch aktive Schüler als auch gegen Referendare und jüngere Lehrer, die aus Sicht ihrer Kollegien allzu sehr mit Schülerinnen und Schülern und deren Forderungen sympathisierten.

Schüler, die als besonders aufrührerisch galten, oder sich mit politischen Aktivitäten öffentlich exponierten, wurden auch aus anderen Schulen hart und konsequent herausgedrängt. Dies geschah nicht unbedingt mit offiziellen Verweisen wie am Louisen-Gymnasium, aber durch Mobbing mit ungerechtfertigt schlechten Zensuren, Schikanen oder nötigen intensiven Elterngesprächen.

Das Schülerprojekt des Louisen-Gymnasiums ist nach meinem Kenntnisstand das am ausführlichsten dokumentierte Fallbeispiel für Politisierung an Schulen in Hamburg. Mit Stand vom Herbst 2019 hat es den Landeswettbewerb gewonnen. (Das Copyright der nachfolgenden Abbildung liegt beim Louisen-Gymnasium).

Abbildung 52: Schülerprojekt Louisen-Gymnasium 2019



Zu meinen häufigeren Aufenthaltsorten gehörten im Herbst 1968 der *Republikanische Club* in der Rothenbaumchaussee, das *Gewinde* im Holstenglacis sowie die Kellerkneipe *Kanister* am Rödingsmarkt, in der ich mein Date mit Anett hatte. Solche Orte galten als befreite Zonen, Jugendliche unter sich. Das *Gewinde*, einer meiner Lieblingsplätze, war für Schüler und Studenten ein legendärer Ort. Es hatte durchgängig geöffnet und an die Wände wurden mit einem Projektor Normal-8-Filme von Charlie Chaplin, Laurel & Hardy, Mickey Mouse oder ähnliches geworfen. Dort lernte ich neuartiges Essen wie Spaghetti Bolognese oder Croque-Monsieur kennen. Bei mir in Hamburg-Horn kannte ich solche Speisen vorher nicht. Bis dahin hatte es nur *Currywurst mit Pommes Frites* in meinen Stadtteil geschafft. Mehrfach habe ich im *Gewinde* die ganze Nacht verbracht und bin von dort am nächsten Morgen zur Schule gefahren.

Nichts ist mir so fremd und so nahe wie der Junge, der ich damals gewesen sein muss. Mein politisches Engagement war aber nur ein Teil meines Alltags. Ich habe so gelebt wie andere Schüler auch. Es gab Freunde, Mädchen oder Sport. Im Sommer verbrachte ich viele Nachmittage mit meinen Schulfreunden im Freibad Dulsberg. Einige Male habe ich mich sogar getraut, vom Zehnmeter-Brett zu springen. Ich ging ins Kino und spielte gerne Fußball. Ende der sechziger Jahre waren die Grenzen zwischen Popmusik, Kultur, Kunst und politischen Aktivitäten fließend, alles gehörte zusammen und ging in meinem Leben ineinander über.

In Zusammenhang mit dem Sternmarsch gegen die Notstandsgesetze kam es im Frühjahr 1968 am Kirchenpauer zu der anfangs dieser Erzählung geschilderten Situation am Rande des Schulhofs. Uwes Agitation. Er wurde fotografiert, als er auf das Auto kletterte und seine Rede hielt. Alles verlief eigentlich sehr harmlos und friedlich. Doch am nächsten Tag erschien in der BILD-Zeitung eine groß aufgemachte empörte Reportage über das Ereignis mit eben diesem Foto. Die Botschaft lautete, die Russen würden nun an Hamburgs Schulen die Kinder aufwiegeln.

Das gesellschaftliche Establishment war ganz offenbar nicht darauf vorbereitet, dass sich die politische Unruhe der Universitäten nun auch an den höheren Schulen ausbreiten würde. Interpretiere ich die aggressiven und oft völlig widersprüchlichen Reaktionen aus der Hamburger Schulbehörde, so muss diese Entwicklung den Beamtenkadern dort eine Höllenangst gemacht haben.

Nach diesem Zeitungsartikel gab es am Kirchenpauer große Aufregung und einzelne Schüler wurden mit Schulverweis bedroht. In diesen Turbulenzen erlitt unser Schulleiter eine Herzattacke, nachdem er vorher noch in der Lehrerkonferenz verkündet hatte, *dem Druck der Straße nicht nachgeben zu wollen*. Ein sehr unangemessener Satz von großer Beschränktheit, denn er sprach von uns, seinen Schülern. Sein Job wäre es gewesen, uns zu fördern. Nach diesem Tag galt er als dauerhaft erkrankt und kehrte nie wieder in den aktiven Schuldienst zurück. Schnell beruhigten sich die Zustände wieder.

Auch am benachbarten Mädchen-Gymnasium kam es zu Protestaktionen gegen die Notstandsgesetze, ebenso an fast allen anderen Hamburger Oberschulen.

Die Basisgruppe

You can't trust them anymore, sagte Mick Jagger in einer Fernsehdokumentation zu den 1960ern über das Verhältnis großer Teile der Jugend zu den Erwachsenen. Eine wichtige und zentrale Aussage, die sozialpsychologisch den Krieg der Generationen erklärt. Schnell sollte die Entwicklung von Unzufriedenheit und Misstrauen zu vielfältigen politischen Aktivitäten und einer breiten antiautoritären Rebellion unter den Jüngeren führen.

Spätestens an dieser Stelle bedürfen meine vereinfachenden Bezeichnungen wie *die Jugend* oder *die Jüngeren* einer genaueren Erläuterung. Sie wären unangemessen und unzutreffend, würde ich mich lediglich auf die politischen Aktivist*innen an Schulen und Universitäten beziehen, denn sie waren zahlenmäßig nur eine Minderheit. Dies gilt auch für die zweite Hälfte des Jahrzehnts, als gesellschaftliches Unbehagen und Distanz zu den Erwachsenen in offene Rebellion übergingen.

Doch betrachte ich den Zeitgeist, das kulturelle Klima in Musik und Mode und nehme ich die breit um sich greifende Infragestellung aller gesellschaftlichen Autoritäten sowie den Wertewandel hinzu und berücksichtige noch, dass das

jugendliche Lebensgefühl spätestens in der zweiten Hälfte der 1960er die gesellschaftspolitische Deutungshoheit und Meinungsführerschaft erobert hatte, so erscheint es mir gerechtfertigt, im Kontext dieser Erzählung vereinfachend von *der Jugend* zu sprechen.

Heruntergebrochen auf den Lebensalltag der unter Fünf- undzwanzigjährigen waren im Selbstverständnis dieser Zeit schon das äußere Erscheinungsbild allein mit den länger wachsenden Haaren bei Jungen, den Miniröcken der Mädchen und etwa dem veränderten Umgang mit Zärtlichkeiten in der Öffentlichkeit bereits gesellschaftspolitische Statements, selbst wenn sie subjektiv nicht von jedem bewußt als solche intendiert gewesen sein mögen.

Auch wer als Jugendlicher noch höchst brav unter der sozialen Kontrolle von Familie oder Kleinstadt lebte, sich aber gegen den Willen seiner Eltern und Lehrer so kleidete wie die Mehrheit der Jüngeren, nur die Beatles oder Rolling Stones hörte, statt zu Demonstrationen zu gehen, und mit seinem Mädchen abends in die Dorfdisco zum Rumfummeln fuhr, war *Part of the gang*. Denn allein schon mit diesem Verhalten und solchen Äußerlichkeiten verstieß man bereits grundlegend gegen die Regeln der Welt, wie sie bis dahin war. Vor allem die Veränderungen in Kleidung und Alltagskultur zeigten den grundlegenden Wandel der Gesellschaft durch die Jüngeren.

Mittlerweile war ich im Kreis der SMV unserer Schule gut vernetzt, der staatlich verordneten Schülermitverwaltung,

die von der Schulleitung anerkannt und gefördert wurde. Unsere Rolle als Feigenblatt für demokratische Verhältnisse wurde von uns nicht groß diskutiert. Wir verfügten über einen kleinen Raum im Erdgeschoß und über gewisse Privilegien. Als ein herausragendes Ereignis, das von uns organisiert wurde, finde ich in meinen Erinnerungen einen ausverkauften Beat-Folklore-Lyrik-Abend in der Schulaula, ohne dass ich dazu noch das genaue Jahr nennen könnte.

Mindestens zweimal haben wir ein- oder zweihundert Mark aus legalen Aktivitäten der SMV abgezweigt, um sie der Freiheitsbewegung des Vietcong im Kampf gegen Amerika als Spende zur Verfügung zu stellen. Selbstverständlich war es eine illegale Handlung, und nur ein kleiner Kreis Eingeweihter wusste davon. Ob unser Geld tatsächlich beim Vietcong angekommen ist, vermag ich nicht zu beurteilen.

Im Jahr 1969 wurde ich zum Schulsprecher des Kirchenpauer gewählt. Zwar besuchte ich erst die zehnte Klasse, aber da ich regelmäßig an sozialen Aktivitäten zur Betreuung der Unterstufenschüler teilnahm, die Tischtennis-Gruppe leitete und auch bei Klassenspielen im Fußball häufiger als Schiedsrichter zur Verfügung gestand, galt ich als recht bekannt und hatte keine Probleme, mit großer Mehrheit durch die Stimmen von Unterstufe und Mittelstufe gewählt zu werden. Auch existierte ein Netzwerk an politisch aktiven Schülern, zu dem ich gerechnet wurde. Für die älteren Oberstufenschüler dagegen war ich vermutlich eine eher etwas fragwürdige Figur.

Zu meinen Aufgaben gehörte es auch, zusammen mit meinem Stellvertreter als Repräsentant der Schülerschaft an den Konferenzen im Lehrerzimmer teilzunehmen. Sicherlich mehr als zwanzig Mal war ich dabei. Bei Themen, die als vertraulich galten, besonders bei Personalangelegenheiten, gab es regelmäßig die Aufforderung, kurzfristig hinaus zu gehen. Das Recht auf Teilnahme einer Schülervertretung an Lehrerkonferenzen hat sich aus der Hamburger Schulverfassung abgeleitet.

Auch die Teilnahme am Hamburger Schülerparlament gehörte zu meinen Aufgaben. An meine Mitwirkung dort habe ich nur noch wenig konkrete Erinnerungen. Hier traf ich Christa Eckes wieder, die mir bereits aus dem AUSS oberflächlich bekannt war. Für das Schülerparlament gab es zahlreiche Konflikte mit der Schulbehörde, die vor allem Situationen betrafen, in denen die Schülervertretung politische Statements und Forderungen abgab, die über Schulpolitik hinausgehende politische Themen betrafen, etwa zu den Notstandsgesetzen, dem Vietnamkrieg und der Nazi-vergangenheit des Bundeskanzlers. Zeitweise hat nach meinem Informationsstand die Behörde sogar intensiv überlegt, die Schülervertretung auflösen zu lassen.

Im Herbst 1969 wurden am Kirchenpauer und an der benachbarten OCV Flugblätter verteilt, die zur Gründung einer gemeinsamen Basisgruppe für beide Schulen aufriefen. Es kam zu einem ersten Treffen, dann bildete sich ein Kreis von etwa dreißig Schülerinnen und Schülern, der in den

folgenden Jahren an beiden Schulen aktiv war. Wenn man so will, die nächste Generation an politischen Aktivisten.

Unsere Gruppe traf sich wöchentlich, anfangs in einem von der nahen Kirche zur Verfügung gestellten Raum. Später fanden die Treffen in der Kneipe Buchner am Hammer Park statt, für einige Kirchenpauer-Schüler ein legendärer Ort. Nachdem einige Monate ins Land gegangen waren, organisierte die Basisgruppe im Winter 1969 eine Ausfahrt, ein Wochenendseminar zur politischen Bildung, wie wir es damals nannten. Gut fünfundzwanzig Schüler von OCV und Kirchenpauer fuhren für drei Tage in eine leerstehende kirchliche Begegnungsstätte in den kleinen Ort Böttersheim in der Lüneburger Heide. Diese Fahrt entwickelte sich für einige zu einem unvergesslichen Ereignis.

Je nach persönlicher Erinnerung haben wir kaum politisch diskutiert, sondern ein wildes gigantisches Fest gefeiert, in dem Alkohol, unterdrückte sexuelle Wünsche und Gruppendynamik bis zum Exzess tobten. Nur gut, dass von diesen Tagen und Nächten kaum Fotos existieren. Es war Januar und bitterkalt. Heizung und Wasser funktionierten nicht, die Leitungen waren zugefroren und wurden mit einem Hammer traktiert, bis sie schließlich platzten. Damit wir es warm hatten, wurden auch Regale und Stühle verfeuert.

Unter dem Einfluss von Alkohol gerieten Einzelne völlig außer Kontrolle. Insgesamt hinterließen wir am Gebäude und der Einrichtung Schäden von über dreißigtausend Mark, wie wir später erfuhren. Glücklicherweise wurden wir von

der Martinskirche in Hamburg-Horn, die Eigentümerin der Tagungsstätte in Böterheim war, nicht zu Schadensersatz herangezogen.

Abbildung 53: Heiligabend mit der Basisgruppe 1969



Der zuständige Pastor war entweder sehr großzügig oder sehr weise. Vielleicht hat er unsere Aktivitäten auch mit Verständnis betrachtet. Heute ist eine kleine Straße an seiner Kirche nach ihm benannt, der Pastor-Dubbels-Weg. Um an diese Tagungsstätte zu gelangen, hatte der *Rote Rudi*, der zu dieser Zeit als Referendar an der Schule arbeitete und in einer Wohngemeinschaft in der Rentzelstraße im Universitätsviertel lebte, als rechtsfähiger Erwachsener die Vereinbarung mit der Kirche unterschrieben. Glücklicherweise

wurde auch er nicht für die entstandenen Schäden haftbar gemacht.

Die verbrecherische nationalsozialistische Vergangenheit Deutschlands machte es vielen Jüngeren unendlich schwer, wenn nicht gar unmöglich, zu unserem Herkunftsland eine positive Einstellung zu finden. Auch für mich ist unser Land bis heute eine schwierige Heimat, der ich mit großer Distanz und Skepsis begegne. Nie könnte ich bei einem Länderspiel im Fußball *Deutschland* schreien und gar mit einer Fahne herumlaufen. Da würde ich mich sofort vor Widerstand schütteln.

Zwar hat unser Land zahlreiche tüchtige Menschen, kluge Köpfe und geniale Künstler oder Wissenschaftler hervorgebracht, aber nur wenige Helden und Hoffnungsträger für Freiheit, Demokratie und Zivilisation. Deutsche können keinen Independence Day, keinen 14. Juli und keine Helden des Sturms auf die Bastille feiern. Uns gelang es weder, die Bill of Rights noch die Französische Revolution zu schaffen. Andere Länder waren in Sachen Demokratie und zivilisatorischem Fortschritt immer ein wenig weiter entwickelt.

Auch konnten wir eine demokratische Staatsform nicht aus eigener Kraft und politischer Überzeugung errichten. Sie wurde uns nach 1945 von den Besatzungsmächten verordnet. Nicht einmal die Legende eines Robin Hood gab es bei uns, der es den Reichen nimmt, um es den Armen zu geben. Höchstens den *Rattenfänger von Hameln*, ein antiautoritärer Mythos in der Version des Liedermachers Hannes Wader.

Nie gab es bei uns eine anständige Revolution, auf die wir heute stolz sein könnten. Nie haben wir es geschafft, Ausbeuter und Verbrecher aufs Schafott oder an den Galgen zu bringen. Wenn andere Nationen stolz auf ihre Vergangenheit sind, stehen wir als *Deutsche* befangen und dumm daneben. Viel lieber hätte ich in einem Land mit einer ruhmreichen Vergangenheit gelebt. Dass ich mein Heimatland liebe, um diese fürchterliche Phrase zu gebrauchen, kann ich nicht sagen. Es verkörpert nur die Kultur, die mich geprägt hat.

Das höflichste, was ich bis heute so herausbringen kann, ist der Satz, *es ist mir gleichgültig*. Den Wunsch nach einer intakten Identität, nach Selbstachtung und einem kollektiven Selbstbewusstsein halte ich für ein legitimes und grundlegendes menschliches Bedürfnis. Meiner Generation wurde dies erschwert, wir trugen die schwere Last.

Von den Vorgängen und Konflikten an anderen Hamburger Schulen war mir damals vergleichsweise wenig bekannt, aber ich hatte mitbekommen, dass im fernen Bergedorf, sowohl am Hansa-Kolleg und auch an der Luise-Schule, heftige Konflikte zwischen politisch aktiven Schülern auf der einen und den Schulleitungen mit der Schulbehörde auf der anderen Seite entstanden waren. Über meine frühen Kontakte zum AUSS und später durch meine Mitgliedschaft im Schülerparlament wusste ich, dass es an allen Hamburger Gymnasien selbstorganisierte Basisgruppen gab. Verglichen mit heutigen technischen Möglichkeiten von Smartphones

und Whats-App waren wir damals leider nur wenig vernetzt. Uns verband der Zeitgeist.

Linde Apel von der Forschungsstelle Zeitgeschichte spricht in diesem Zusammenhang von einem als *hegemonial wahrgenommenen linken Mainstream*, der an allen Schulen in Hamburg herrschte, für mich eine zutreffende Beschreibung. Fortschrittliche und linke Weltbilder hatten die Meinungshoheit gewonnen. Es war das, was wir hatten erreichen wollen und es war gut so.

Nach dem Verschwinden unseres konservativen Direktors übernahmen zwei ältere Lehrer kommissarisch die Leitung der Schule, ein Zustand, der bis nach meinem Abitur 1972 andauern sollte. Beide machten einen sehr guten Job, und ich erinnere sie als menschlich höchst anständig. Sie wurden von einer Gruppe jüngerer und liberaler Lehrer gestützt. Immer mehr alte und fragwürdige Lehrkräfte verschwanden in der Pensionierung. Zunehmend unterrichteten uns nun auch jüngere Pädagogen. Längst waren die schlimmen Zeiten der Unterstufe und unser anfängliches Leid verdrängt und vergessen.

Im März 1969 wurde ich mit der 11. Klasse in die Oberstufe versetzt und besuchte nun den naturwissenschaftlichen Zweig. Mir lagen logisches Denken und Mathematik, für Sprachen fühlte ich mich nicht begabt. Erfolgreich konnte ich meine Freundin Christiane vor einer fast sicheren Fünf im Mathematik-Vorabitur retten. Viele Jahre später verriet sie mir auch, warum ihre Mutter mich mochte. Ich

hätte nicht so ausgesehen, als würde ich Haschisch rauchen. In Riesenschritten vergingen die Oberstufenjahre. Nun warteten nur noch die Abiturprüfungen auf mich.

Abbildung 54: Der Autor 1972



Abbildung 55: Demonstration am Dammtor-Bahnhof 1970



Im Jahr 1970 entstand durch die in der Basisgruppe organisierten Schüler eine neue Satzung der Schülermitverwaltung. Statt der zwei Schulsprecher wurde nun ein *Elferrat* gewählt, ein Leitungskollektiv, aus diesem Kreis dann wiederum zwei Sprecher, offiziell Kommissare genannt, in Anlehnung an den politischen Zeitgeist. Zusätzlich gab es mit der neuen Satzung die Möglichkeit, durch Kooption auch nicht gewählte Schüler in das Leitungsgremium aufzunehmen. Wir wollten unser gewonnenes Terrain auch organisatorisch festigen. Erstaunlicherweise wurde dies von Schulleitung und Schulbehörde sogar genehmigt. Offensichtlich war die Behörde ab Beginn der 1970er weniger stark auf Konflikte aus und von Hardlinern dominiert wie noch in den Jahren vorher. Für die Basisgruppe des Kirchenpauer stellte die neue Satzung einen wichtigen Schritt dar, um die gewonnene Macht zu zementieren, um es direkt zu sagen.

1970 gab es neben der Schulsekretärin überraschend ein weiteres weibliches Wesen an unserer Schule, eine erste Frau als Lehrkraft. Sie unterrichtete die naturwissenschaftlichen Fächer. Nach einiger Zeit bekamen wir durch einen Zufall heraus, dass sie Mitglied der rechtsradikalen NPD war, der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands, und zwar in der Ortsgruppe Hamburg-Billstedt. Aber statt daraus eine politische Kampagne und einen großen bundesweiten Skandal zu initiieren, einigten wir uns mit der Schulleitung auf Verschwiegenheit.

Deutlich später, erst nach dem ich die Schule bereits verlassen hatte, es muss Anfang 1973 gewesen sein, erschien in der Zeitschrift Konkret ein langer Artikel, der ihre NPD-Mitgliedschaft öffentlich herausstellte. Da der Staat zu diesem Zeitpunkt bereits begonnen hatte, Berufsverbote zur Disziplinierung politisch aktiver Personen im Öffentlichen Dienst auszusprechen, musste sie das Kirchenpauer und den Schuldienst verlassen.

In meiner Erinnerung war sie allerdings nicht als sonderlich rechtsradikal aufgefallen, sondern wirkte eher beschränkt und unbedarft, wie jemand, der in schlechte Gesellschaft geraten war. Boshaft könnte ich sagen, daß ihr Mitmachen in der NPD vielleicht auch nur eine Folge der traumatisierenden Erfahrung war, als erste Frau an einer so gruseligen Jungenschule wie dem Kirchenpauer unterrichten zu müssen. Einige Jahre nach meinem Abitur las ich im Hamburger Abendblatt, dass sie auf den Gleisen der U-Bahnstation Farmsen Selbstmord begangen hatte.

Mit dem Ende des Jahrzehnts veränderte sich die politische Landschaft unter den Jüngeren. Die Ideale einer schöneren und besseren Welt versanken langsam wieder hinter dem Horizont, viele Träume wichen zugunsten der Realität wieder aus unseren Köpfen. Schnell mutierte das *wilde Jahr 1968* zur Vergangenheit. Der hoffnungsvolle Aufbruch und die idealistische Naivität der späten 1960er hatten sich überlebt, die Weltrevolution und das Paradies auf Erden waren ausgeblieben. Die Dinge gingen weiter wie immer.

Das einheitliche Lebensgefühl meiner Generation, das uns für Jahre so intensiv verbunden hatte, löste sich zunehmend auf. Studentenbewegung und außerparlamentarische Opposition zerfielen. Lange und heftig hatten wir mit unseren Eltern, der fragwürdigen Nachkriegsrepublik, dem Nationalsozialismus und der deutschen Vergangenheit gekämpft. Uns hatte die Infragestellung von bürgerlichen Lebensformen, Kapitalismus und parlamentarischer Demokratie geeint, doch nun wurden die großen Träume wieder klein. Für viele traten politische Aktivitäten jetzt in den Hintergrund. Die dominierenden Gefühle von Aufbruch, Solidarität und Hoffnung auf große Veränderungen verschwanden.

An den Universitäten hatte sich der SDS aufgelöst und die von ihm begonnenen politischen Aktivitäten waren in eine Vielzahl von konkurrierenden Gruppierungen zerfallen, die oftmals sektenartig agierten und unterschiedliche Wege einschlugen. 1970 oder 1971 gründete sich der Marxistische Schülerbund Hamburg, der MSBH. Es handelte sich dabei um eine orthodox marxistische Organisation, die der Deutschen Kommunistischen Partei DKP und dem Marxistischen Studentenbund MSB nahestand. Die Mitglieder vertraten eine mehr oder weniger DDR-nahe Politik, und entwickelten sich in der ersten Hälfte der 1970er zur zahlenmäßig größten und einflussreichsten Bewegung im linken Spektrum. Aus nach dem Mauerfall zugänglichen Dokumenten ging später hervor, dass die DDR auf diese Entwicklung einen weitreichenden Einfluss genommen und sie finanziell gefördert hat.

Auch von den Mitgliedern unserer Basisgruppe am Kirchenpauer orientierte sich im Verlaufe der Zeit ein signifikanter Teil am MSBH oder wurde Mitglied dort. Mich jedoch hat das nicht mehr interessiert. Im November 1971 bestand ich meine schriftlichen Abiturprüfungen, es folgten im Dezember die mündlichen. Anschließend wurde mein Jahrgang bis zum Ende der offiziellen Schulzeit zu Ostern 1972 beurteilt. Eine Feier oder ähnliches gab es nicht, ebenso keine Verabschiedung. Offenbar hatten sie genug von uns. Das Abschlusszeugnis bekam meine Klasse vom Briefträger zugestellt und jeder ging seinen Weg. Von denjenigen Schülern, mit denen ich am ersten Tag der fünften Klasse im Kirchenpauer Gymnasium begonnen hatte, erreichten nur acht auf direktem Weg ohne Sitzenbleiben oder Schulwechsel ihr Abitur. *Survival of the fittest.*

Den wohl interessantesten Lebensweg nahm mein Mitschüler R., der in der Unterstufe dadurch aufgefallen war, dass er freundlich erregt bekannt hatte, dass er zu Hause gerne Nadeln in Insekten steckte und sie dann seine Spielzeugautos ziehen liess. Am Ende der siebten Klasse wurde er zur Realschule ausgesiebt, später hat er dann in der Elitetruppe der GSG 9 gedient. Er war einer derjenigen Soldaten, die in Mogadischu in Somalia den entführten Lufthansa Jet Landshut von palästinensischen Terroristen befreit haben, ohne dass es dabei zu den erwarteten Toten kam. Während seiner Realschulzeit soll R. freundschaftliche Kontakte zu dem späteren RAF-Terroristen Peter-Jürgen Boock gehabt haben.

Nach dem Abitur arbeitete ich einige Monate bei der Post und schrieb mich dann an der Universität in Hamburg ein. Als Studienfächer wählte ich Soziologie und Germanistik, ab dem zweiten Semester auch Psychologie und Wirtschaftswissenschaften. Meinem Vater war das alles peinlich. Mehrfach bekam ich mit, dass er in seinem Umfeld erzählte, ich würde Mathematik studieren. Nach nur wenigen Wochen hatte ich das Kirchenpauer-Gymnasium vergessen und verdrängt, so als hätte es diese Schule nie gegeben.

Einen vertiefenden Einblick in Politisierungsvorgänge an den Schulen gibt das bekannt gewordene Taschenbuch *Kinderkreuzzug oder Beginnt die Revolution in den Schulen?* Geschrieben von G. Amendt und anderen im Jahr 1968.

Abbildung 56: Beginnt die Revolution in den Schulen?

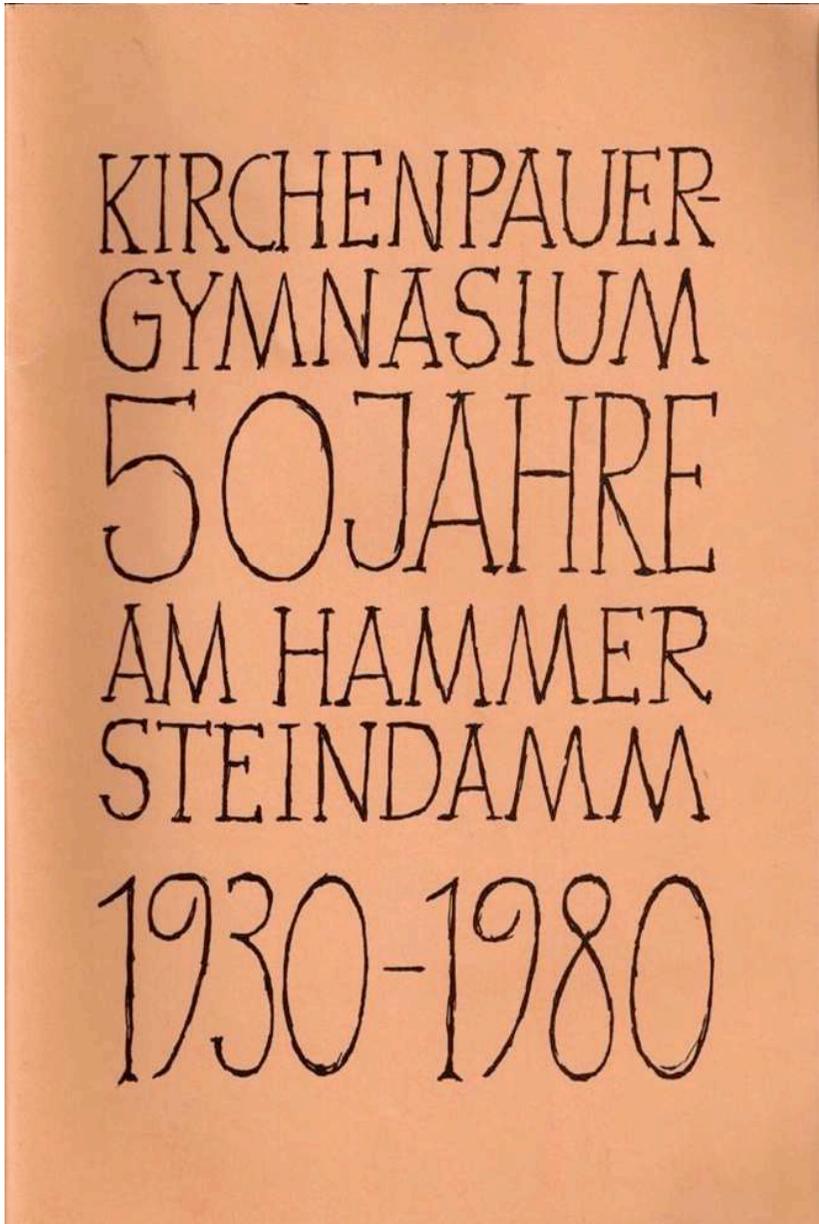


Abbildung 57: Mit Heidi an der Elbe 1971



Viele Jahre später, 1980, zum fünfzigsten Jubiläum des Kirchenpauer erschien eine Fest-Broschüre zur Schulvergangenheit. In einem Artikel darin werden die Jahre der Basisgruppe so dargestellt, als hätte in den Spätsechzigern der Mob an unserer Schule geherrscht. Soziale und psychische Misshandlung und sexueller Missbrauch dagegen werden nicht erwähnt.

Abbildung 58: Fest-Broschüre des Kirchenpauer 1980



Bundeswehr – nein danke

Im Abaton Kino auf dem Universitäts-Campus sah man spät jeden Freitagabend *Erotik im Untergrund* auf der Leinwand. Fortschrittliche Filme mit unbekleideten Menschen. Unser Land entdeckte Nacktheit, Körper und Körperlichkeit. Neuartige Worte wie Gruppensex fanden den Weg in die Öffentlichkeit. Es gab nichts, was es nicht gab. Ende der Sechziger wurden die St. Pauli Nachrichten zu einer fast normalen Zeitung. Auch mein Vater las sie, zumindest fand ich ein Exemplar bei ihm. Der rechte stiernackige Anführer der christlichen Regionalpartei, der einige Jahre zuvor unehrenhaft aus seinem Amt als Verteidigungsminister verjagt wurde, weil er den Rechtsstaat und die junge deutsche Demokratie in der SPIEGEL-Affäre mit Füßen getreten hatte, suchte in New York die Gesellschaft zweier Straßennutten. Doch statt seinen Unterleib und seinen Rudi zu beglücken, stahlen sie ihm seine Brieftasche.

Für Jüngere gab es nichts schöneres, als Tabus zu brechen. Gefühlt hatten unsere Gefängnisse nur noch Wände aus Pappe. Eine Zeit lang fuhren meine Eltern regelmäßig mit meiner Schwester über die Wochenenden nach Fehmarn, wo sie in dem früheren Leuchtturmwärter von Staberhuk einen entfernten Verwandten entdeckt hatten. Ich hatte dann jedes Mal für zweieinhalb Tage unsere große Woh-

nung für mich allein. Mehrfach lud ich meine Freunde aus der Basisgruppe ein, und wir sahen uns alte 8mm-Filme an. Sie hatten so spannende Titel wie *Mit den Kindern an der Ostsee*, *Mein erster Opel Kapitän* oder *Italien-Urlaub 1958*.

Mein Schulfreund Wolfgang stellte das filmische Archiv seiner Familie zur Verfügung. Das waren wir? Obwohl gerade einmal ein Jahrzehnt vergangen war, löste der Rückblick ungläubiges Lachen aus. Nächtelang saßen wir herum und hörten Bob Dylan, Leonard Cohen oder schmutzige Songs der Rolling Stones von *Exile on main street*, ihrem Meisterwerk. Dazu tranken wir Unmengen an billigem Rotwein und schossen uns ab.

Zu meiner ideologischen Entwicklung gehört auch die intensive Hinwendung zum Pazifismus. Der Kalte Krieg war definitiv nicht mein Krieg. Warum also sollte ich mich daran beteiligen? Ähnlich dachten viele politisch aktive Jugendliche. Sehr nachvollziehbar in einem Land, das den Zweiten Weltkrieg verbrochen hatte und in dem wichtige höher-rangige Militärs der Wehrmacht als *Organisation Geblen* im Geheimdienst weitermachten, wieder einmal so, als sei gar nichts geschehen. Von wegen Stunde Null. Einige Kasernen der neu aufgestellten Bundeswehr erhielten sogar Namen von treuen Feldherrn Hitlers im Sinne der Wehrmachtstradition. Vom Krieg im fernen Vietnam gar nicht zu reden. Die vielen jungen Männer, die sich in Amerika dem Kriegsdienst in Asien verweigerten, fand ich sehr toll und Mahatma Gandhi wurde zu einem meiner Vorbilder. Auch war ich zunehmend von der sich im Umfeld von Joan Baez und Bob

Dylan entwickelnden Kultur der Protestsongs beeinflusst, die ich sehr liebte. Barry McGuires Song *Eve of destruction*, ein Killersong, war wie eine Rakete durch mein Bewusstsein gerast.

Während der Oberstufe träumte ich oft und intensiv davon, endlos mit dem Greyhound-Bus durch Amerika zu fahren, so als könne ich gar nicht weit genug vor Deutschland und vor meiner Familie fliehen. Später bewarb ich mich erfolglos um Stipendien an obskuren amerikanischen Universitäten, in the middle of no-where, und wollte in Palo Alto in Kalifornien leben, um am Institute for Non-Violence zu lernen, das Joan Baez ins Leben gerufen hatte.

Doch zunächst meldete sich die Bundeswehr bei mir. Während der 11. Klasse wurde ich zur Wehrverwaltung in die Sophienterrasse im vornehmen Hamburger Stadtteil Harvestehude vorgeladen. Wenn ich nicht erscheine, würde ich abgeholt werden. Der Ton machte die Musik. Dort sollte ich gemustert werden. Schon das Wort spricht für sich. Der Staat wollte wissen, ob ich zum Töten und Getötetwerden geeignet bin und erwartete, dass ich nach dem Abitur als Soldat dienen würde. Darauf wollte ich mich aber nicht einlassen, nie, never. Notfalls wäre ich nach West-Berlin oder ins Ausland geflohen. *Meine Pläne waren andere.*

Die Musterung sollte zu einem bleibenden Erlebnis werden, das viel über den damaligen Zustand unseres Staatswesens aussagte. Auf den Gängen liefen bewaffnete und kampfbere-

reite Feldjäger herum, um eventuell aufkommenden Ungehorsam oder gar Widerstand sofort zu unterbinden.

Feindseligkeit lag in der Luft. Sie wirkten, als würden sie sich über jede Gelegenheit freuen, auf einige von uns losgehen zu können. Endlos wurden wir in den Prozeduren herumkommandiert, dann kamen wir zu einem *Hauptmusterungsarzt*, der wirklich diesen Titel trug. Wer denkt sich so etwas eigentlich aus? Er machte mit uns einen Vorgang, der sich medizinische Untersuchung nannte. Nach einem Sehtest guckten er und der Staat dem männlichen Nachwuchs in den Hintern, um festzustellen, ob man Kommunist sei oder andere schlimme Dinge tut.

Es war mehr als deutlich zu spüren, dass sie sich schon darauf freuten, uns in die Hände zu bekommen, uns die langen Haare zu schneiden und zu schikanieren. In dieser Bundeswehr, für dieses Land, würde ich keine Waffe in die Hand nehmen, das stand für mich jetzt erst recht fest. Der Ausbruch des Dritten Weltkriegs war ja eine sehr reale Möglichkeit, keine Fiktion. Zusätzlich war mir bewusst, dass die Bundeswehr auch die Funktion hatte, den männlichen Teil der rebellierenden Jugend zu disziplinieren und ihm seine Grenzen aufzuzeigen. In alten Dokumenten habe ich sogar noch meinen Musterungsbescheid zu diesem Vorgang gefunden.

Abbildung 59: Mein Musterungsbescheid 1970

Ärztliches Untersuchungsergebnis

bei der Musterung
nach § 17 Abs. 5 des Wehrpflichtgesetzes

BRENNER MICHAEL (Name)	<table border="1" style="width: 100%; border-collapse: collapse; text-align: center;"> <tr> <td style="width: 12.5%;">12</td> <td style="width: 12.5%;">09</td> <td style="width: 12.5%;">51</td> <td style="width: 12.5%;">B</td> <td style="width: 12.5%;">1011</td> <td style="width: 12.5%;">101</td> </tr> <tr> <td colspan="6">Personenkennziffer</td> </tr> </table>	12	09	51	B	1011	101	Personenkennziffer					
12	09	51	B	1011	101								
Personenkennziffer													
Tauglichkeitsgrad *)	E												
Grund für die Feststellung des Tauglichkeitsgrades B, Z oder U	Schwäche												
Nach ärztlichem Urteil nicht verwendbar bei folgenden Truppengattungen													

Hamburg - 6. 1. 1970

.....
(Ort und Datum)

.....
(Hauptmusterungsarzt)

Dr. G. Meckert
Vertragsarzt

*) T = tauglich
E = ~~tauglich~~ beschränkt tauglich
 Z = vorübergehend untauglich
 U = dauernd untauglich

SanForm Bw 111/Form 2380 (MB) I/69 - Ärztliches Untersuchungsergebnis -

Mein damaliges Verhältnis zum Krieg und zum bewaffneten Kampf war sicherlich nicht ohne Widersprüche. Politisch fühlte ich mich als Pazifist, konnte mir aber durchaus auch vorstellen, für eine gerechte und gute Sache zu kämpfen, etwa in einer Situation wie im spanischen Bürgerkrieg. Vor allem aber fand ich, dass ich tatsächlich nicht tauglich war. Meine rebellische und antiautoritäre Haltung hätte mich umgehend vor einem Kriegsgericht oder gar in der Psychiatrie enden lassen.

Ebenso wie ein größerer Teil der Hamburger Gymnasialisten hatte ich unmittelbar nach der Vorladung den Dienst in dem abgelehnt, was wir unter uns regelmäßig als *Nachfolgeorganisation der Wehrmacht* bezeichneten. *Ich verweigere den Kriegsdienst. Freundliche Grüße, M. Brenner*, lautete der kurze Inhalt meines Schreibens an den Staat. Geschätzt ein Drittel meines Jahrgangs am Kirchenpauer-Gymnasium verweigerte ebenfalls. Einige Wochen später schickte ich auf Anforderung eine zehenseitige Begründung an den sogenannten *Gewissensausschuss* hinterher.

Religiös war ich nicht, obwohl eine Verweigerung aus Glaubensgründen sicherlich eine höchst spannende Erfahrung gewesen wäre, doch soweit reichten meine darstellerischen Fähigkeiten damals nicht. Politisch durfte man auch nicht argumentieren, Mit Suizidgefährdung, Transgender, Schwulsein oder ähnlichen Aufführungen wäre ich vermutlich auch kaum durchgekommen. Also machte ich *auf Gewissen*, wie es damals hieß. Der Zweck heiligt die Mittel.

Dafür habe ich in meiner Begründung einen Großvater erfunden, der im Konzentrationslager verstarb. Etwas übertrieben. Tatsächlich war mein Opa ein sehr engagierter Gewerkschafter, der bis zur Machtübernahme 1933 noch Plakate gegen Hitler geklebt hatte. So gab es zumindest einen wahren Kern. An der Deportation in ein Konzentrationslager ist er wohl nur durch viel Glück vorbeigekommen. Von den mehrfachen Misshandlungen durch die Gestapo behielt er einen lebenslangen Nierenschaden zurück.

Zusätzlich bestätigte einer meiner Lehrer, der zu den Respektablen und Vernünftigen gehörte, als Leumund für das Gericht, dass ich *ein sehr ernsthafter, junger Mann sei, der sich über den Zustand der Welt und das Leben tiefe Gedanken macht*. Ergänzend hatte ein Pastor der linken politischen Szene, den ich tatsächlich nie gesehen hatte, freundlicherweise ergänzend dargelegt, dass ich ein *sehr moralischer junger Mensch* sei, der an das Gute glaube.

Ein halbes Jahr später erhielt ich die Vorladung zu einer Verhandlung beim *Gewissensausschuss*. Allein schon dieses Wort klingt in der Realität von 2020 mehr als verrückt. Vordergründig handelte es sich um ein skurriles, nicht öffentliches Gerichtsverfahren, bei dem nicht ganz klar wurde, ob man der spanischen Inquisition gegenüber stand oder in die Psychiatrie geraten war und sich mit lauter Irren unterhielt. Auch wenn ich es gerne etwas elaborierter formulieren würde, denke ich heute zurück, sehe ich dieses Verfahren als einen diskriminierenden, entwürdigenden und lächerlichen Scheißdreck an. Doch es war eine bitterernste

Veranstaltung und für diejenigen, die nicht anerkannt wurden, ergaben sich unendlich belastende Situationen, wenn sie zwangsweise in die Kasernen der Bundeswehr einrücken mussten.

Das Gericht, das nun mein Gewissen erforschen wollte, bestand aus einem Berufsrichter mit zwei Beisitzern, die ehrenamtlich aus dem Volk gewählt worden waren. Mehr als eine Stunde stellten sie beleidigende, dumme und unverschämte Fragen, rechtsstaatlich eine Farce. Ihre Formulierungen zeigten das Niveau: *Sie haben die Maschinenpistole dabei und gehen mit Ihrer Freundin spazieren. Dabei treffen Sie den Russen. Was tun Sie?* Ich habe sie dafür nicht ausgelacht, sondern meine Antwort lautete: *Ich werfe meine Waffe weg und fange an, zu diskutieren.* meine Richter insistierten: *Aha. Und wenn Ihre Freundin vom Amerikaner vergewaltigt wird? Schießen Sie dann?* Ich gab ihnen das, was sie hören wollten, was ich sagen musste: *Ich laufe davon und verstecke mich.* Die Regeln des Verhörs entsprachen dem alten Kinderspiel, bei dem man verliert, wenn man die Worte weiß oder schwarz, ja oder nein gebraucht.

In der einzureichenden Begründung und während der Verhandlung selbst musste man höllisch aufpassen, dass man nicht versehentlich politisch argumentierte. Dies wäre ein Grund für die Nichtanerkennung gewesen. Als Gewissen galten Weinen, herum stottern und Show. Demütige Unterwerfung und Dummheit. Ich musste den Idioten geben und erinnere mich, dass mir dies erfolgreich gelang. Ein tieferes

Gespräch über Krieg und Frieden, über die Verbrechen der Wehrmacht, den Vietnamkrieg oder gar über mein Gewissen war nicht beabsichtigt. Mir ging es auch nicht um eine tiefere und ernsthafte Auseinandersetzung mit den Vertretern der staatlichen Autorität. Von ihr lebte ich schon lange intellektuell und emotional weit entfernt.

Ich fühlte mich moralisch legitimiert, *Nein* zu sagen und alles zu tun, um den Kriegsdienst zu vermeiden. Wenn der Staat das Falsche tut, sind Lügen und mehr erlaubt, Widerstandsrecht genannt. Und ich hätte alles getan, um nicht in ihren Kasernen zu enden. Die Wehrmacht hatte ich viele Jahre meiner Kindheit schon zu Hause erlebt, in Form der psychischen Deformationen meines Vaters, die er aus dem Krieg mitgebracht hatte. Wenn er wütend herumtobte, mich anschrie und herumkommandierte, stand der Oberfeldwebel vor mir, der er in Brüssel war.

Hätte ich die Legitimität des Verfahrens anerkannt und die Autorität des Gerichts respektiert, wäre ich ihnen auf den Leim gegangen. Ernsthafte Diskussionen führte ich ohnehin nur mit Gleichaltrigen und eigentlich nicht mit Menschen, die älter als dreißig waren. Warum also sollte ich meine Gedanken und gar Wertvorstellungen erklären? Sie hätten es ohnehin nicht verstanden.

Endlos befragten und nervten sie mich. Mit zwei zu eins Richterstimmen überstand ich erfolgreich die Verhandlung. Als Kriegsdienstverweigerer anerkannt, lautete mein Urteil. Statt eines Anwalts hatte ich Andreas aus der Basisgruppe

mit zur Inquisition genommen. Nachdem alles erfolgreich vorbei war, aßen wir an dem Imbiss am Pressehaus, nahe dem Gerichtsgebäude, Pommes Frites mit Ketchup. Viele Jahrzehnte erinnerte mich diese Würstchenbude an meine Verhandlung, bis sie irgendwann abgerissen wurde.

Zu gerne würde ich heute wissen, was im Richterzimmer besprochen wurde und wer für meine Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer gestimmt hat, werde es aber nie erfahren können. Ich vermute, es waren die Beisitzer, da der Richter mir offenkundig feindlich gesonnen war. Also nachträglich ein großer Dank an diejenigen, die mir ihre Stimme gegeben haben.

In den letzten vierzehn Jahren war ich zum *ehrenamtlichen Richter* am Dritten Senat des Obergericht Hamburg bestimmt worden, dem Ort, an dem die Bürger mit dem Staat über ihre Rechte streiten. Für mich war es eine spannende und wichtige Erfahrung. Als ehrenamtlicher Richter hat man so wie ein Berufsrichter ein vollständiges Stimmrecht in der Urteilsfindung. Fünf Richter, fünf Stimmen. Manchmal habe ich in den endlosen Stunden im Gericht an meine Kriegsdienstverweigerung gedacht.

Offenbar hatte ich mit dem Wehrdienst großes Glück, denn anschließend wurde ich auch für mehr als zehn Jahre von der Militärbürokratie vergessen. Nicht einmal Ersatzdienst musste ich leisten. Doch noch zwei Mal sollte das Thema Bundeswehr in mein Leben zurückkehren. Im Herbst des Jahres 1983, auf dem Höhepunkt von Nachrüstung und

Kaltem Krieg, erhielt ich erneut ein Schreiben. Auf einem Formular verlangte der Staat Angaben über meine Dienstzeiten und meinen letzten militärischen Rang, was immer das sollte. Ich schrieb *USS Enterprise* und *Admiral der Sternenflotte* und hörte danach nie wieder vom Militär. Als ich mich in den 90ern auf einen höherrangigen Manager-Job bewarb, wurde ich im Kreuzverhör tatsächlich gefragt, ob ich gedient hätte und verheiratet sei. Das war schon sehr grenzwertig, aus ihrer Sicht aber verständlich. Klar doch, für sie gehöre ich zu den Generationen, denen das Establishment nicht traut. *Never argue with a fool.*

Um den Wehrdienst zu vermeiden, ging mein Freund Bernd zum ASB, dem Arbeiter-Samariter-Bund. Auch mein Schulfreund Wolfgang gehörte zu den anerkannten Kriegsdienstverweigerern, aber er wurde nicht vergessen. Er musste als Zivildienstleistender im Senator-Neumann-Heim am Stadtrand die Bettpfannen von Behinderten entsorgen. Entsprechend dem heutigen Verständnis von Demokratie und Bürgerrechten sollte das unsäglich schmutzige Treiben der Anerkennungs- und Gerichtsverfahren gegen Kriegsdienstverweigerer historisch und politisch aufgearbeitet werden. Dies wäre ein wichtiger Beitrag zur Geschichtsbewältigung des Unrechts. Und am Ende sollte sich *der Staat* bei den Betroffenen für diesen Schandfleck der Demokratie entschuldigen.

.... ich werd jetzt Ihr Gewissen prüfen. Nehmen wir mal an, Sie geb'n spazieren, mit ihrer Freundin nachts im Park. Plötzlich

kommt 'ne Horde Russen stockbesoffen und bewaffnet halt. Sagen wir 'n Trupp Amerikaner, schwer betrunken und bewaffnet nachts im Park, machen sich an Ihre Freundin 'ran. Sie haben 'ne MP dabei! Zitiert aus dem wunderschönen Song zur Befragung eines Kriegsdienstverweigerers von Franz Josef Degenhardt.

Vietnam

Yesterday, I got a letter from my friend fighting in Vietnam and this is what he had to say "Tell all my friends that I'll be coming home soon, my time'll be up some time in June" [...] It was just the next day, his mother got a telegram, it was addressed from Vietnam. [...] And this is what she wrote and said "Don't be alarmed", she told me the telegram said "But mistress Brown your son is dead". Aus dem Song *Vietnam* von Jimmy Cliff 1969.

Zu einem zentralen Konflikt zwischen den Generationen entwickelte sich das Kriegsgeschehen im fernen Vietnam. Begonnen hatte es zu Anfang der 1960er mit der Entsendung von amerikanischen Militärberatern. Sie sollten die dortige Regierung bei der Bekämpfung von kommunistischem Einfluss unterstützen. Nach einem inszenierten Zwischenfall im Golf von Tonkin 1964, so wie Hitlers Überfall auf den Sender Gleiwitz, bekam US-Präsident Johnson die Befugnis, ohne Kriegserklärung die Armee in Südostasien einzusetzen. Nur drei Jahre später kämpften dort mehr als sechshunderttausend amerikanische Soldaten.

Je nach politischer Ideologie wurde für die einen in Vietnam der selbsternannte *freie Westen* gegen den Kommunismus

verteidigt und für andere vom Vietcong die amerikanische Aggression bekämpft.

Jeder Krieg ist von Übel, doch der umfassende Einsatz der chemischen Kampfstoffe Agent Orange und Napalm durch das amerikanische Militär in Vietnam bedeutete eine neue Eskalation des Raubtiers Mensch, unter der vor allem die vietnamesische Zivilbevölkerung litt. Im Denken und in der Logik des Kalten Kriegs gab Amerika in Vietnam alle selbst verkündeten Werte und moralischen Verpflichtungen auf. Sicherlich war die wechselseitige Bedrohung der Supermächte sehr real, doch die alltägliche Argumentation mit der kommunistischen oder der kapitalistischen Gefahr trug auch paranoide, surreale und oft lächerliche Züge. Je weniger die US-Militärs Erfolge erzielen konnte, desto mehr entwickelte sich ihre Kriegsführung zu einer unmenschlichen Barbarei. Bis Mitte 1968 warfen sie über Vietnam, Laos und Kambodscha mehr Bomben ab als im Zweiten Weltkrieg gegen Japan und Deutschland zusammen.

Erschreckend waren die täglichen Bilder von brennenden Kindern, mit Napalm übergossen, grauenvoll das Versprühen von Agent Orange, einem Umweltgift, aus der Luft. Es diente der Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen des Gegners und dem Aktienkurs von Dow Chemical. In Vietnam tobte der erste Krieg, der vom Fernsehen unzensuriert jeden Abend in die Wohnzimmer der Welt gebracht wurde. Beim Abendessen konnte man in den Nachrichten die Toten sehen. Regelmäßig verkündeten sie den *Body Count*, die Zahl der getöteten Vietnamesen, um wenigstens

irgendetwas als Erfolg verkaufen zu können. Der Body Count wurde zum Symbol der Sinnlosigkeit der Kriegsgeschehnisse.

In Vietnam offenbarte sich, dass die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus für Amerika zur Paranoia geworden waren. Stetig wuchs in Amerika die *Heimatfront* gegen den Krieg an, befeuert von der unzensurierten Berichterstattung und zahlreichen Künstlern, die sich in einer alle Gesellschaftsschichten umfassenden Antikriegsbewegung engagierten. Als der zu dieser Zeit wohl bekannteste amerikanische Journalist der 1960er, Walter Cronkite, Konservativer und Anchorman der CBS-Evening-News, die große Ikone des US-Nachrichtenwesens, Anfang 1968 von einem Besuch in Vietnam zurückkehrte, entstand der aufsehenerregendste Augenblick der Vietnam-Berichterstattung.

In einem Kommentar, von ihm ausdrücklich als spekulativ gekennzeichnet, sagte Cronkite, er sei zu der Überzeugung gekommen, von der Regierung desinformiert zu werden. Er persönlich glaube, dass Amerika diesen Krieg nicht gewinnen könne und sich zurückziehen sollte. Es war, als würden die Nachrichten verkünden, die Aliens seien gelandet. Cronkite hatte einen legendären Ruf und galt als der Mann, *dem Amerika am meisten vertraute*. Seine Meinungsäußerung trug ganz wesentlich zum Umschwung der Stimmung zum Krieg im bürgerlichen Establishment bei.

Bring them home. Zunehmend mehr Jüngere engagierten sich in der Anti-Kriegsbewegung. Besonders an den amerikani-

schen Colleges und Universitäten bildete sich eine mächtige Opposition. Zahlreiche junge Männer verweigerten sich der Wehrpflicht, viele flohen nach Kanada, manche gingen ins Gefängnis. Immer öfter und heftiger schlug der Krieg in das Land seines Verursachers zurück. *Bringt den Krieg nach Hause*. Keine Ausbildungsstätte gab es, an der nicht Antikriegsproteste stattfanden. Das amerikanische Selbstverständnis als *home of the free and the brave*, als allein selig machender Heilsbringer der Welt, als Vorreiter von Demokratie, Freiheit und Zivilisation, zerbrach in Scherben.

1967 sollte der legendäre Boxer Muhammad Ali, *The Greatest*, wie er sich selbst bezeichnete, zum Wehrdienst nach Vietnam eingezogen werden. Doch Ali verweigerte sich und verkündete: *Ich habe keinen Streit mit dem Vietcong, kein Vietcong hat mich je Nigger genannt*. Dieses Statement empfand die weiße Mehrheit Amerikas als eine unglaublich heftige Provokation, welche die Spaltung zwischen den Rassen weiter anheizte.

Im Frühsommer 1968 wurde das Gemetzel amerikanischer Soldaten in dem kleinen Dorf Mỹ Lai in der Öffentlichkeit bekannt. US-Truppen hatten einfach fünfhundertvier Kinder, Frauen und alte Männer erschossen, als sie keine Vietcong-Soldaten finden konnten. Dabei gehorchten sie nur der vorgegebenen Strategie des Search and destroy, denn längst wurde beim Töten nicht mehr zwischen feindlichen Kämpfern und der Zivilbevölkerung unterschieden. *Nur ein toter Vietnameser ist ein guter Vietnameser*, Futter für

den Body Count. Völkermord. In Vietnam wüteten die Vereinigten Staaten wie in den Indianerkriegen zur Ausrottung der First Nation.

Immer zahlreicher und immer heftiger wurde der weltweite Protest, immer stärker vereinte sich die Jugend in einer globalen Friedensbewegung gegen diesen Krieg. Die Auseinandersetzungen um Vietnam prägten die junge Generation wie kein anderes Ereignis. Als im Frühjahr 1968 die amerikanische Führung wieder einmal den nahen Sieg verkündete, begannen die Truppen Nordvietnams völlig überraschend einen umfangreichen militärischen Gegenschlag durchzuführen, die Tet-Offensive genannt. Bis in die südvietnamesische Hauptstadt Saigon und sogar auf das Gelände der US-Botschaft konnte der Vietcong vordringen. Diese Erfolge des Kriegsgegners zeigten der amerikanischen Öffentlichkeit endgültig, dass der Krieg sinnlos geworden war und ihr Land ihn nicht gewinnen würde.

In den Vereinigten Staaten selbst wurden Proteste und der Widerstand der Antikriegsbewegung schließlich so heftig, dass Soldaten der Nationalgarde am 4. Mai 1970 auf dem Campus der Kent State University das Feuer auf Studenten eröffneten. Nun schossen sie sogar auf ihre eigenen Kinder, an einem ganz gewöhnlichen Unterrichtstag. Der Anlass war eher nichtig. Einige Studenten hatten, so wie es täglich in den USA vorkam, gewaltlos und unbewaffnet gegen die Ausweitung des Kriegs nach Kambodscha demonstriert, andere waren auf dem Weg zu ihren Vorlesungen.

Insgesamt siebenundsechzig Schüsse feuerte die Nationalgarde ab, es gab vier Tote, einen querschnittsgelähmten und zahlreiche angeschossene Studenten. Ein barbarischer und fürchterlicher Vorgang, der nur aus den wachsenden Ängsten des Establishments vor dem Kontroll- und Machtverlust im eigenen Land erklärbar ist. Zu den Erschossenen gehörten Jeffrey Miller und Allison Krause. Jeffrey war an der Demonstration beteiligt, als ihn eine Gewehrkugel aus achtzig Metern in den Mund traf. Ein bekannt gewordenes Foto zeigt, wie sich Mary Ann Vecchio, ein vierzehnjähriges, von ihren Eltern ausgerissenes Mädchen, über den Leichnam beugt und schreit. Allison war neunzehn und hatte ihre Abschlussprüfung an der John F. Kennedy High School in Silver Spring, Maryland, absolviert. Ebenfalls getötet wurden Sandy Scheurer und William Schroeder. Unbeteiligte auf ihrem Weg in den Unterricht, Jugendliche wie ich einer war. Bis heute bin ich über das Massaker von Kent State empört. Wie schon beim Anschlag auf Rudi Dutschke, *Sie schießen auf uns*.

Die Toten von Kent State sendeten Schockwellen durch die Welt. In den darauf folgenden Tagen streikten über vier Millionen amerikanische Studenten. In sechzehn Bundesstaaten wurde die Nationalgarde gegen die eigenen Kinder eingesetzt. *The war was coming home*. Schon lange wirkte das Kriegsgeschehen aus Vietnam in die USA zurück und verstärkte die politische und moralische Krise, in der sich das Land befand.

Die Vereinigten Staaten waren tiefergehender gespalten denn je, nicht zuletzt auch, weil mit *Tricky Dick* Richard Nixon mittlerweile ein notorischer Lügner, Betrüger und Krimineller als Präsident im Oval Office saß.

Die Sichtweise der Gegner des Vietnamkriegs verdeutlicht ein Dialog aus dem Politikdrama *The Company You Keep* aus 2012, entstanden in der Filmschmiede von Robert Redford. Es ist das Gespräch zwischen einer früheren Aktivistin, die nach Jahrzehnten für ihre Beteiligung an Anschlägen gegen Einberufungsbüros gefasst wurde, gespielt von Susan Sarandon, und einem jungen Reporter in den Verhörräumen des FBI.

Sarandon: Die meisten von uns haben sehr behütet gelebt. Wir hatten kein Verhältnis zu echter Gewalt. Aber zu diesem Zeitpunkt gingen alle jungen Menschen auf die Straße, weltweit, in Japan und Frankreich, in China, Angola. Es war Revolution und ich wollte mitmachen.

Reporter: Klar, klingt groovy.

Sarandon: Sie denken, wir waren alle nur ein paar zugekiffte Hippies, die rumgeschwirrt sind. Es war leider nicht groovy. Unsere Regierung ermordete Millionen Menschen und wir konnten die schrecklichen Bilder in den Nachrichten sehen. In den Zeitschriften, die Massaker von Thelma und Mĩ Lai. Es machte uns verrückt, wir wussten nicht mehr wei-

ter. Wir protestierten, machten Sitzstreiks, wir ließen uns die Schädel einschlagen, aber der Krieg wurde einfach immer schlimmer. Und dann kamen Kent State und Jackson State, wo Studenten in unserem Alter im Auftrag unserer Regierung ermordet wurden, in den Universitäten.

Reporter: Das war keine Sternstunde.

Sarandon: Es war nicht abstrakt, es gab eine Wehrpflicht, sie bekamen eine Nummer und dann konnten sie eigentlich nur noch warten. Ausnahmslos jeder kannte jemanden, der nach Vietnam musste oder jemanden, der nicht mehr zurückgekommen war.

Reporter: Das klingt für mich wie eine Rechtfertigung. Es fällt mir schwer zu glauben, dass die einzige Option, die ihnen damals zur Verfügung stand, Gewalt gewesen ist.

Sarandon: Wir dachten, zu Hause zu sitzen, während die Regierung Völkermord beging, und das nicht zu bekämpfen, die wahre Gewalt war. [...]

Reporter: Würden Sie es wieder tun?

Sarandon: Ja, ich würde es wieder tun. Geschickter, besser, anders. Aber ich täte es, ja. Wir haben Fehler gemacht, aber wir waren im Recht.

Wir, die Jüngeren, waren im Recht, für mich der zentrale Satz, nicht nur bezogen auf den Vietnamkrieg, sondern gleichermaßen auf die gesellschaftlichen und politischen Umwälzungen der 1960er. So wie überall waren die Generationen in Deutschland über den Krieg in Vietnam tief gespalten. Auch ich habe mich intensiv gegen den Krieg in Asien eingesetzt. Wohl keine Antikriegs-Demonstration in Hamburg gab es, zu der ich nicht hingegangen bin.

Abbildung 60: Vietnam Demonstration (G. Zint)



Das Amerikabild vieler Älterer war davon bestimmt, dass Deutschland den Vereinigten Staaten die CARE-Pakete, die Wiederaufbauhilfe und die Entwicklung zur Demokratie zu verdanken hatte. Daher unterstützte das Establishment *Uncle Sam* und lehnte jede Kritik an den Vereinigten Staaten ab.

Deutschland war ein besetztes und fremdbestimmtes Land, man beißt nicht in die Hand, die einen schützt und füttert. Für große Teile der Jugend dagegen war es, als ob man plötzlich entdeckt, dass der große Bruder für die Deutsche Bank, die Mafia oder den örtlichen Clanchef arbeitet. Für viele von uns galt der Krieg in Vietnam als ein ähnlich großes Unrecht wie die Verbrechen unserer Nazi-Väter. Täglich wurde dem Mythos von Freiheit und Demokratie in den Hintern getreten, nur gut zwanzig Jahre nach den Nürnberger Prozessen.

Die Beat-Revolution

Meine schwierige Familie und die üblen Zustände an meinem Gymnasium mögen zu meiner individuellen Motivation beigetragen haben, mich so intensiv politisch zu engagieren. Mit der schweren Last der deutschen Vergangenheit und dem gesellschaftspolitischen Zustand der Bundesrepublik habe ich weitere auslösende Faktoren der Revolte beschrieben. Doch es existierte noch eine weitere wichtige Dimension, die ganz wesentlich zum Sturm von Rebellion und Politisierung beitrug. Beatmusik, Jugendkultur und der Zeitgeist.

Die große Unzufriedenheit von Teilen der Jüngeren zeigte sich schon in den 50ern und Anfang der 60er mit den aufässigen *Halbstarken* und in gewalttätigen Krawallen nach Konzerten und Kinobesuchen. So zogen im Dezember 1956 nach einer Vorführung des Rock-'n'-Roll-Films *Außer Rand und Band* mit Bill Haley mehr als viertausend Jugendliche randalierend durch die Innenstadt Dortmunds. Sie belästigten Passanten und prügeln sich mit der Polizei. Als an einem warmen Frühsommerabend im Juni 1962 eine Gruppe von jugendlichen Straßenmusikern in München-Schwabing noch musizierte, riefen mehrere empörte Anwohner die Polizei. Schnell eskalierte die Situation.

In der Nacht begannen in der Umgebung der Universität heftige Straßenschlachten mit der Polizei. Mehr als vierzigtausend überwiegend junge Menschen beteiligten sich an den Unruhen, die länger als vier Tage andauerten. Es war der sichtbare Protest gegen das als so trostlos empfundene Nachkriegsland. Latente und offene Unzufriedenheit der Jüngeren war Mitte der 1960er weit verbreitet. Das politische Geschehen der APO, das sich ab 1966 an den Universitäten und durch den SDS ausbreitete und später auf viele Schulen übergreif, war nur die sichtbare Spitze eines Eisbergs.

Mit dem Aufkommen der Beatmusik und dem zunehmenden Anwachsen einer eigenständigen Jugendkultur führte diese Unzufriedenheit zu grundlegenden Veränderungsprozessen, die alle gesellschaftlichen Bereiche durchdrangen und wie ein mächtig wütender Orkan durch die Bundesrepublik und die gesamte westliche Welt fegten. Wer so wie ich ab Mitte der 1960er in die Pubertät gelangte, der wuchs in eine aufregende und begeisternde Zeit der Modernisierung hinein, mit sich in einem unglaublichen Tempo entwickelnden neuen Alltagsfreiheiten. *Looking for fun, feeling groovy.*

Zu Anfang des Jahrzehnts, im Herbst 1961, in dem Jahr, in dem die Mauer in Berlin gebaut wurde und der Kalte Krieg eskalierte, feierte ich meinen zehnten Geburtstag. Mit Juri Gagarin flog der erste Mensch in den Weltraum und der gerade gewählte jugendliche Präsident John F. Kennedy verkündete in seiner Politik der New Frontier das Ende der

Rassentrennung in Amerika. In der deutschen Schlagerparade sangen Freddy Quinn *La Paloma* und Connie Francis *Die Liebe ist ein seltsames Spiel*.

Eigentlich begann alles mit den Beatles. Nach Maßstäben der frühen 1960er galten sie als fürchterlich wild, ihr Outfit und die Art ihrer Auftritte bedeuteten eine heftige Provokation. Mit heutigen Augen sehen sie und ihre Shows dagegen völlig harmlos und angepasst aus. Brave Sänger, nett gekleidet, die wirken, als wollten sie die Eltern ihrer neuen Freundin beeindrucken. So ab 1964, mit Anfang meiner Pubertät, begleiteten mich die Klänge der britischen Beatmusik, später dann die Songs von Bob Dylan, Joan Baez und Leonard Cohen.

Abbildung 61: Die Beatles (G. Zint)



An die ersten großen Hits der Beatles in Deutschland, *I want to hold your hand* und *Love me do*, kann ich mich noch gut erinnern. Anfangs war ich noch zu jung, um mich derart begeistern zu können wie meine einige Jahre ältere Cousine, doch nach wenigen Monaten war ich eingefangen und so begeistert wie alle anderen. Täglich hörten meine Freunde und ich John, Paul, George und Ringo, die *Fab Four*. Zusammen gingen wir ins Holi-Kino, um ihre Filme zu sehen. Zuerst 1964 *A Hard Day's Night* und dann 1965 *Help*.

Alle paar Wochen erschien ein neuer Beatles-Hit an der Spitze der Hitparaden. *Eight days a week* und *Paperback writer*, später dann *Penny Lane* und *Hey Jude* oder *Revolution*. Ohne dass ich es eigentlich so richtig merkte, veränderten sich mein Leben und die Welt um mich herum im Klang ihrer Musik. Neuartige und ungewohnte Klänge. Sie galten zunächst nur als Unterhaltung und Lebensfreude der Jüngeren, aber nicht als etwas Wichtiges. Zum Soundtrack der Gesellschaftsveränderungen sollten sie sich erst im Verlauf der Zeit entwickeln. Und wer von meinen Klassenkameraden wäre nicht gerne das fünfte Mitglied der Beatles gewesen? Sogar ein Plattencover bastelte ich damals.

Abbildung 62: Plattencover der Beatles



Doch was als ein kulturelles Randphänomen begann, sollte schnell an Bedeutung gewinnen und dazu beitragen, die Gesellschaft in ihren Fundamenten zu erschüttern. Mit und durch die Beatmusik entwickelten sich unter Jüngeren unübersehbar auch Gefühle von Rebellion und Revolte. Nach kurzer Zeit bedeuteten die neuen Klänge sehr viel mehr als nur einen frühen kulturellen Globalisierungsschub oder ein wirtschaftliches Phänomen. Sie führten auch zu höchst auffälligen Verhaltensweisen unter Jüngeren, die es in dieser Form noch nicht gegeben hatte. Immer häufiger und stärker entlud sich die jugendliche Begeisterung in rebellischen Tu-

multen und fast immer endeten Beatles-Konzerte in Massenhysterie mit gewalttätigen Polizeieinsätzen.

Die Älteren sprachen von *Beatlemania* und empörten sich über das Verhalten der Jugend. Mit jedem Tag wurde den Erwachsenen das Verhalten ihrer Kinder fremder und unzugänglicher. Vielleicht spürten sie, dass mehr passierte als dass sich nur ein neuer Musikgeschmack mit seltsamen Begleiterscheinungen verbreitete.

Abbildung 63: Beatlemania in Hamburg 1 (G. Zint)



Abbildung 64: Beatlemania in Hamburg 2 (G. Zint)



Abbildung 65: Beatlemania in Hamburg 3 (G. Zint)



Nach nur kurzer Zeit stand Beatmusik auch für Aufsässigkeit und Ungehorsam sowie für die bewusste Missachtung gesellschaftlicher Werte und Regeln von Jugendlichen. Immer offener begannen immer größere Teile der Heranwachsenden gegen Eltern und Lehrer auf Distanz zu gehen, nicht selten in Form trotziger Rebellion. *Ich lasse mir meine Musik nicht vorschreiben – Ich lasse mir nicht sagen, wie laut ich sie höre – Ich lasse mir nicht vorschreiben, was ich anziehe – Ihr bestimmt nicht, was ich denke – Ihr entscheidet nicht über meine Frisur.* Heute sind derartige Sichtweisen für Sechzehn- bis Zwanzigjährige weitgehend selbstverständlich. Auch wenn sie noch bei ihren Eltern wohnen, führen sie in der Regel ein mehr oder minder selbstbestimmtes Leben nach ihren persönlichen Vorstellungen in einem eigenem Lebensstil.

In den Sozialstrukturen der fünfziger und frühen sechziger Jahre dagegen stand diese Entwicklung für einen massiven soziokulturellen Bruch, damals bedeuteten die neuartigen Verhaltensweisen *Aufstand*. Es ging um mehr, um viel mehr, als nur um ein bisschen Veränderung. Viele Jüngere spürten, dass sie Teil von etwas Großem waren, von einem mächtigen Schritt nach Vorne. Zu dieser Zeit hörten Heranwachsende, wenigstens vordergründig, meist noch auf ihre Eltern und taten, was ihnen gesagt wurde, auch und gerade in Geschmacks-, Verhaltens- und Autoritätsfragen. Das heutige Ausmaß an Eigenständigkeit und persönlicher Freiheit wäre Anfang der 60er völlig unvorstellbar gewesen.

Solange du die Füße unter meinen Tisch steckst, hast du zu gehorchen, lautete der oft gebrauchte Lieblingsspruch in fast allen Elternhäusern. Wohl fast jeder, der damals jung war, hat ihn sich anhören müssen.

In den westlichen Gesellschaften der 1960er brodelte ein heftiger Druck, der sich Ventile suchte. Wie zwangsläufig griff die überwältigende Mehrheit der Jüngeren wie bezaubert nach den Beatles, den Rolling Stones, Bob Dylan und den vielen anderen britischen und amerikanischen Künstlern, die das kulturelle Klima bestimmten. Schnell führte die Entwicklung zu einem neuen äußerlichen Erscheinungsbild vieler Jugendlicher. Lange Haare bei Jungen, Miniröcke bei Mädchen waren das sichtbare Merkmal des Wandels. Gelebte Buntheit und gelebtes Anderssein.

Beeinflusst wurden viele Heranwachsende von den aus *Swinging London* herüber schwappenden Lifestyle-Trends. Die britische Hauptstadt hatte sich zu einem globalen kulturellen Motor und Zentrum entwickelt, das der westlichen Welt vorgab, was in Musik, Fashion und Kunst angesagt war. Beatles, Rolling Stones, Carnaby Street und King's Road. Modedesigner wie Mary Quant und Ossie Clark, das Model Twiggy, Künstler wie Peter Blake und David Hockney, alles wirkte trendbestimmend, auch in Deutschland. Es fühlte sich an, als hätte jemand einen riesigen Eimer voll bunter Farbe über die traurig graue Nachkriegsrepublik gegossen.

Neben den Beatles hatte sich mit den Rolling Stones eine zweite, ähnlich erfolgreiche Gruppe durchgesetzt, die eben-

falls weltweite Bekanntheit erreichte. Viele sahen sie im Vergleich als die härteren und rebellischeren Musiker an. In England spielten unzählige Bands die neue Beat-Musik und wurden länderübergreifend berühmt und kommerziell erfolgreich. Gemeinsam eroberten sie große Marktanteile des bis dahin weitgehend national orientierten Musikbusiness in Skandinavien, Westeuropa, Amerika, Kanada und Australien. Ein Vorgang, der musikhistorisch sehr treffend als *The British Invasion* bezeichnet wird.

In nur kurzer Zeit revolutionierte der Beat die populäre Musik, das Musikgeschäft und das Jungsein. Im weiteren Verlauf ihrer Karriere sollten sich die Beatles zur kommerziell erfolgreichsten Band der Popmusik entwickeln. Kein westliches Land gab es, in dem die Beatles nicht aus den Lautsprechern tönten, keinen Ort, an dem sie nicht bekannt und erfolgreich waren. Und wer könnte in einer sozialgeschichtlichen Betrachtung Marsha Albert vergessen? Am frühen Abend des 17. Dezember 1962 rief Marsha, ein fünfzehnjähriges Mädchen aus Silver Spring im amerikanischen Maryland, beim lokalen Radiosender WWDC-AM an und wünschte sich *I want to hold your hand* von den Beatles und fragte, *Why can't we have music like that here in America?*

Der DJ ließ die Single per Flugzeug aus Europa einfliegen und machte sie im Radio zur meistgespielten Weihnachtsplatte in den Vereinigten Staaten. Nur wenige Tage später, am 26. Dezember 1963, gab es in Amerika die erste Beatles-Platte zu kaufen und nur Wochen danach, am 7. Februar 1964, landeten die Beatles auf dem New Yorker Flughafen,

der erst kurz vorher in John F. Kennedy Airport umbenannt worden war. Seit Wochen verharrten die Vereinigten Staaten in Trauer über die Ermordung ihres fortschrittlichen, jugendlichen Präsidenten nach dem Attentat in Dallas. *The Beatles are comin', they're gonna hold your hand*, wie Bob Dylan es in seinem Song *Murder most foul* als zeitgeschichtliches Bild zu Kennedys Ermordung in Texas formulierte.

Viertausend Mädchen warteten auf die Erlöser aus der alten Welt. Aus dem Flieger kletterten vier dünne Engländer mit schiefen Zähnen. Anschaulich beschrieben von Michael Pilz in: Als das britische Phänomen über Amerika kam, in der Welt vom 07.02.2014. Wenig hatte bis zum Winter 1964 darauf hingedeutet, dass ein solcher Wahn die Welt [...] ergreifen könnte. [...] Berühmt geworden waren sie mit Rock 'n' Roll, als ihre Helden müde (Elvis), tot (Buddy Holly) und verfehlt (Chuck Berry) waren. [...] Zwei Tage später sind sie bei Ed Sullivan im Fernsehen zu sehen, einem zweiundsechzig Jahre alten Mann, der sie wie ein Vertreter anpreist: „Das ganze Land wartet darauf, die Beatles zu hören.“ Sie bringen dem Land den Rock 'n' Roll zurück, als Popmusik.

Die Beatles spielen im Coliseum in Washington, in der New Yorker Carnegie Hall und der Convention Hall in Miami, wo sie Muhammad Ali treffen. [...] Dann fliegen sie wieder heim, für ihre erste Welttournee bis nach Australien.

Im Sommers 1965 spielten John, Paul, George und Ringo eine umjubelte zweiwöchige Europa-Tournee, um anschließend wiederum nach Amerika zu fliegen. Am Abend des 15. August 1965 traten sie im schnell ausverkauften Shea-Stadium in New York auf, vor mehr als fünfundfünfzigtausend Zuschauern. Es war das erste Mal, dass eine Popgruppe open air auftrat, und noch nie hatte es eine so gewaltige Zuschauermenge bei populärer Musik gegeben. Im Publikum saßen zahlreiche Prominente, unter ihnen auch Mick Jagger und Keith Richards von den Rolling Stones. Auf YouTube ist mit *I am down* ein Song aus dieser Show veröffentlicht.

Wäre jemand etwa 1958 in ein Koma gefallen, hätte nichts vom Aufstieg der Beatles mitbekommen und wäre und erst zu ihrer Show ins Leben zurückgekehrt, hätte er die Welt nicht mehr verstehen können. So als seien die zwischenzeitlich Marsmenschen und Außerirdische gelandet. Blickt man bei diesem Video in die Gesichter im Publikum, kann man erkennen, wie mächtig und grundsätzlich die gesellschaftlichen Veränderungen der 60er waren im Vergleich zum Lebensgefühl nur wenige Jahre vorher.

Im Verlaufe dieser Tournee freundeten sich die Beatles mit Bob Dylan an, trafen die Bürgerrechtsikone Joan Baez, den Schauspieler Peter Fonda sowie Peter, Paul and Mary, ein erfolgreiches Folk-Trio. Ebenso besuchten sie ihr Idol Elvis Presley. Im Sommer 1964 saß ich mit zwölf Jahren nun jeden Abend am Lautsprecher meines Transistorradios und hörte Radio Luxemburg und den BFBS, den Sender der britischen Besatzungsarmee in Deutschland. Zuerst heimlich,

dann offen. Dort spielten sie non-stop Beatmusik der englischen Hitparade, während im NDR, dem Norddeutschen Rundfunk, Heintje, Roy Black oder andere deutschsprachige Schnulzensänger ihr deprimierendes Unwesen trieben. Meine Eltern schenken mir einen einfachen Plattenspieler von Philips. Die erste Schallplatte, die ich mir kaufte, war 1965 *The last time* von den Rolling Stones. Irgendetwas über Liebe.

Abbildung 66: Beat-Musik (G. Zint)



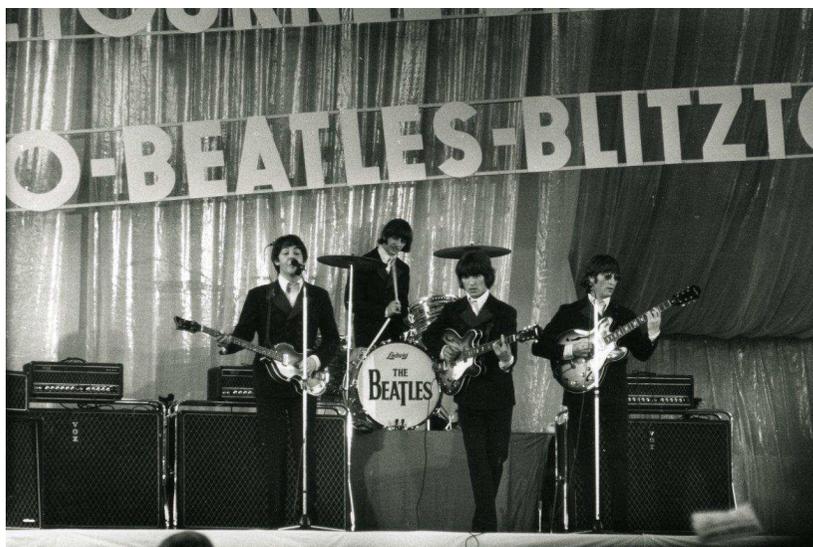
Ende des Jahres kam dann der Song *I can't get no satisfaction* heraus, eine der bedeutendsten Hymnen der 1960er. Unzweifelhaft ein Polit-Song, auch wenn die unwissenden Lehrer und Eltern ihn für etwas Schmutziges hielten, für ei-

ne sexuelle Anspielung auf den Orgasmus von Mick Jagger. Tatsächlich schrien die Stones vor aller Welt ihre große Unzufriedenheit über die Verhältnisse heraus. Wir verstanden sehr genau, was sie meinten.

Mit jedem Tag entfernten wir uns weiter von den Erwachsenen. Später einmal sagte Mick Jagger in einem Interview zu diesem Song, die Jugend war unzufrieden mit der Generation, die über ihr Leben bestimmte. In der Tat kann man die Entwicklung von Beatmusik und Jugendkultur als eine Vertrauenskrise zwischen den jüngeren und älteren Generationen deuten, womit wir in Deutschland wieder bei den Themen von Nationalsozialismus und Kaltem Krieg sind

1966 veranstaltete die Jugendzeitschrift Bravo die Beatles Blitztournee in Deutschland, bei der es auch zu zwei Konzerten in Hamburg kam. Einer meiner Klassenkameraden erhielt von seinen Eltern eine Eintrittskarte. Am nächsten Morgen berichtete er uns in der Schule von den Stunden danach, von den Prügeleien mit der Polizei und den Kämpfen gegen die Wasserwerfer. Krawalle zwischen Jugendlichen und Erwachsenen gehörten bei Beat-Konzerten eben dazu.

Abbildung 67: Beatles Blitztournee Hamburg (G. Zint)



Die Rolling Stones hatten schon 1965 eine große Tournee in Deutschland gespielt. Als sie dabei open-air in der Berliner Waldbühne auftraten, einem Ort, an dem vorher Hitler Propagandaveranstaltungen abgehalten hatte, zerlegten die Fans die gesamte Arena zu Kleinholz. Auch in meiner Stadt Hamburg kam es bei den Stones zu gewalttätigen Ausbrüchen.

Die Mehrheit unserer Eltern und Lehrer war über die Beatmusik entsetzt. Es waren Klänge, wie es sie bis dahin noch nicht gegeben hatte. Viele Songs trafen in unser Herz, lange bevor wir die Worte richtig verstanden. Die Musik war laut und fröhlich, schmutzig und ungehorsam. Tag und Nacht hörten wir die Beatles, die Rolling Stones, The Who, Small Faces, The Hollis, The Kinks und The Troggs, The Animals,

The Pretty Things und Dave Dee. Und die vielen, vielen anderen. Mit jedem neuen Song in den Charts wuchs die Entfremdung zu den Erwachsenen. Es war, als ob der Beat meine Generation zum Leben erweckte. Mit der Musik konnten wir die Grenzen unseres eingeeengten Daseins überschreiten und die Welt außerhalb unserer mentalen Gefängnisse entdecken.

Beatmusik und die sich entwickelnde Jugendkultur standen nicht nur für neue aufregende Klänge, sondern auch für ein neuartiges weltweites Zusammengehörigkeitsgefühl unter Jüngeren. Immer weitreichender, immer globaler, transportierte die Beatmusik nicht nur Unterhaltung, nicht nur Lieder über Mädchen und Liebe, sondern gleichermaßen auch neue Werte und gesellschaftsverändernde Inhalte und Rollenbilder für neuartige Verhaltensweisen, nicht zuletzt, weil der exponentiell zunehmende Besitz von Radios und Plattenspielern dies ermöglichte. Mittlerweile gab es statt der mit schweren Radioröhren bestückten Geräte nun billige Radios mit Transistoren, die den Alltag in vorher völlig unbekannter Weise begleiteten. Gab es einen neuen Hit der Beatles oder Stones in England, war er innerhalb von Tagen über den Globus verbreitet. Nie zuvor trat der Lebensstil der jungen Generation so präsent, lebendig und dominierend auf.

Abbildung 68: Röhrenradio der 1950er



Abbildung 69: Transistorradio der späten 1960er



Die vorstehende Abbildung zeigt mein Transistorradio der Marke Philips, den Stolz meiner Jugend. Es handelte sich um einen sogenannten Welt-Empfänger, für den ich 1966 die gesamten Sommerferien arbeiten musste, bis ich die fast sechshundert Mark für den Kaufpreis zusammen hatte. Dieses Radio steht heute im Radio-Museum meines Freundes Wolfgang.

Und wie könnten ich und viele meines Jahrgangs den 8. Dezember 1980 vergessen, den Tag an dem die Nachrichten mitteilten, dass John Lennon von einem Geisteskranken in New York ermordet worden war. Damals arbeitete ich bei *Infratest Gesundheitsforschung* und lebte in München. Traurig saß ich nach der Arbeit mit zwei Freunden in einem kleinen Kneipenloch, dem *Stüberl*, an der Landsberger Straße und betrank mich. Draußen fiel Schneeregen und es war unangenehm kalt.

Von John Lennon stammen die großen Hits *Give peace a chance* (1969) und *Imagine* (1971), die Hymnen der besseren Welt, von der ich immer geträumt habe.

Abbildung 70: Imagine



Abbildung 71: John Lennon shot dead



Die Zeiten ändern sich

Wer versucht, die 1960er und einen historisch gesehen so unwichtigen Jungen wie mich und meine Jugend zu verstehen, endet unweigerlich bei Begriffen wie *Protest* und *Revolution*. Wie wild wuchsen bunte Träume einer besseren Welt und eines fortschrittlichen Gesellschaftssystems. Sie führten in eine großartige Zeit voll mit kollektivem Optimismus und Hoffnungen. Gefühle von Aufbruch und Erneuerung bestimmten unser Land. Es gab eine große Bildungsoffensive und zunehmende soziale Gleichheit. Die Gesellschaft wurde durchlässiger, und in riesigen Schritten entwickelte sich Deutschland zu einem besseren Platz zum Leben.

Mit der Entwicklung von Studentenbewegung und Jugendkultur in den 1960ern begann auch eine schnelle und umfassende Erneuerung des Alltags, die große Zeit von Demokratisierung und Fortschritt in Deutschland. Fast alle Menschen konnten wachsenden Wohlstand erreichen, und für viele veränderten sich ihre Lebensbedingungen und ihre persönlichen Freiräume in mächtigen Schritten zum Positiven. Damals glaubten die meisten Menschen, dass morgen unsere Welt besser sein würde als heute, für ihre Kinder, für sie persönlich und für unser Land.

An diese begeisternden Gefühle kann ich mich nur mit großer Wehmut erinnern. Für mich ist unsere Gegenwart politisch und gesellschaftlich problembehaftet und dunkel. So wie viele Menschen denke auch ich, alles entwickelt sich in die falsche Richtung und kann diejenigen verstehen, und berechnete Ängste um ihre und die Zukunft ihrer Kinder haben.

Immer stärker verknüpfte das neue Lebensgefühl der 60er die Heranwachsenden untereinander. Schnell wurden Einfluss und Bindung untereinander intensiver als zu den Herkunftsfamilien und etablierten Sozialstrukturen. Viele Jüngere lebten in der stetig wachsenden jugendlichen Gegenkultur wie in einem Paralleluniversum. Waren die Beatles tatsächlich populärer als Jesus, wie die bürgerlichen Zeitungen nach einer entsprechenden Aussage John Lennons intensiv diskutierten?

Als einer der zentralen Faktoren des sozialen Wandels kann auch die demografische Entwicklung gesehen werden. Träger waren die geburtenstarken Jahrgänge derjenigen, die in der Nachkriegszeit zur Welt gekommen waren. Nun begannen sie in noch nie dagewesener Anzahl, in höhere Ausbildungsstätten und Universitäten zu strömen und bekamen Zugang zu Wissen, über das ihre Eltern nicht verfügten. Allein schon durch unsere Masse verspürten wir eine gesellschaftliche Macht, die keine der späteren Generationen mehr erreichen sollte.

Beat- und später auch Popmusik leiteten etwas ein, das wir heute als einen großen kulturellen Globalisierungsschub bezeichnen würden. Über die Texte vermittelte sie zunehmend auch soziale Berichterstattung über Lebensbedingungen und Gefühle, über Ereignisse und politische Konflikte aus der ganzen Welt und öffneten somit den Blickwinkel. Etwa wenn Simon & Garfunkel in *The Boxer* über einen Jungen sangen, der sein Zuhause und seine Familie verlassen hatte, der so einsam war, dass er gelegentlich zu den Huren an der *Seventh Avenue* ging, um sich von ihrem lockenden *Hallo* aufmuntern zu lassen, um für einen Augenblick menschliche Gesellschaft zu erleben.

Oder Bobbie Gentry, eine faszinierende Schönheit aus den amerikanischen Südstaaten, die mit dunkler und intensiver Stimme in der *Ode to Billie Joe* berichtete, was sich in Mississippi am Tallahatchie River in Choctaw Ridge ereignete und Billie Joe McAllister dazu brachte, von der Brücke zu springen. Und Bob Dylan, wenn er von den rassistischen Umtrieben in *Oxford Town* erzählte oder in *The Times they are a-changin'* dem Establishment ganz offen und konfrontativ verkündete, dass *eure Söhne und Töchter sich nichts mehr sagen lassen*.

Oder die Beatles, wenn sie von dem Mädchen sangen, in *She's leaving home*, das sich von ihren Eltern eingeschränkt und unverstanden fühlte und frühmorgens um fünf Uhr ihr Elternhaus verlassen hat. *Clutching her handkerchief, quietly turning the backdoor key, stepping outside, she is free*. Sie hatte

den Schritt gewagt, sie war endlich frei. Ein mächtiges Rollenmodell für die vielen Jugendlichen, die in engen Familienverhältnissen lebten und nicht nur in den westlichen Ländern auf Freiheit und Ausbruch hofften. Viele träumten davon, durch eine Tür gehen zu können, und nicht mehr zurückkehren zu müssen. Hätten die Erwachsenen diesen Song so tief verstehen können wie viele Jüngere es taten, wäre er umgehend als jugendgefährdend verboten worden. Nach Hits wie *San Francisco* von Scott McKenzie im Jahr 1967 verließen in den Vereinigten Staaten Hunderttausende für immer ihre Elternhäuser, um sich der schnell wachsenden Hippie-Bewegung anzuschließen.

Diese und zahlreiche andere Songs mit gesellschaftsbezogenen emanzipatorischen Inhalten wie etwa *Eve of destruction*, *Imagine*, *Blowin' in the wind* oder *Give peace a chance* wurden zu kulturellen Leuchttürmen unseres Erwachsenenwerdens. Doch es waren nicht nur solche Topicalsongs, die Einfluss nahmen, sondern mehr oder weniger die Gesamtheit der musikalischen Jugendkultur, die das neue Lebensgefühl zum ausdrückte und förderte. Vom fröhlichen Beat von 1962 und 1963 führte diese Musik direkt zum Soundtrack von Rebellion und Aufruhr der Jahre 1967 und 1968. Die Beatles sangen nun nicht mehr brav und züchtig, *I want to hold your hand* oder *She loves you*, sondern *Why don't we do it in the road* und *Revolution No 9*.

Statt Klagen über verlorene Liebe wie *The last time* spielten die Rolling Stones nun *Street fighting man*. Eine ganze Gene-

ration mit einer neuen Weltsicht, mit diesen Worten beschrieb Scott McKenzie das Hippie-Leben in San Francisco und das globale Empfinden großer Teile der Jüngeren. Der Mega Hit *My generation* schrie unsere Frustration und Wut heraus. Unter uns Nachkriegskindern wuchs der Ungehorsam, und unsere Köpfe begannen sich gegen die erstarrten Verhältnisse aufzulehnen, die uns so lange unterdrückt hatten. Viele Songtexte der Beat- und Popmusik waren die lyrische Interpretation des miesen Zustands der Welt.

Unvorstellbar schnell entwickelte sich eine alles umfassende Jugendkultur, die es in dieser Form noch nicht gegeben hatte. Der wilde Geist der Revolte und das neue Lebensgefühl waren mit den Händen zu greifen. Vermutlich noch nie hat sich ein so großer Teil der Heranwachsenden so schnell und so konsequent von den Werten und Verhaltensweisen der Generation vor ihr abgewandt wie wir damals. Täglich wurde der Graben zwischen Eltern und ihren Kindern tiefer.

Ab Mitte des Jahrzehnts wuchsen meine Haare und meine Kleidung wurde bunter. Jahrelang lief ich in Parka und mit einem Peace-Kettchen um den Hals herum. Mein Vater hätte es gerne verhindert, konnte es aber nicht. Nur wenige Jahre vorher noch wäre vermutlich jeder, der vorhergesagt hätte, dass Männer einmal mit langen Haaren und in farbigen Hosen unterwegs sind, auf Ewigkeit in einer Gummizelle verschwunden.

In fast allen Familien gab es erbitterte Kämpfe. Ich erinnere stundenlanges Geschrei mit meinem Vater, brutale und verletzend Streitereien um meine Kleidung und Haare. Warum sollten sie über den Ohren rasiert sein? Warum sollte der Nacken frei sein? Wer hatte das zu bestimmen und warum? Sah das nicht aus wie bei Hitler? Ähnliche Auseinandersetzungen, besser sollte man sagen Machtkämpfe, erlebten alle meine Freunde. Mädchen berichteten, dass sie auf dem Weg zur Schule ihre Röcke umkrempeelten, damit sie kürzer wirkten. Für viele von uns galten modische Äußerlichkeiten als der sichtbare Ausdruck der gesellschaftlichen Verweigerung.

Leicht konnten Jüngere die Alten verunsichern: Ein wenig Lebendigkeit, offene und direkte Sprache, lautes Lachen, laute Musik, freches Verhalten oder Lachen über etwas, das die Erwachsenen nicht verstanden. Anfassen und gar öffentliches Küssen, ein dahingeworfenes Zitat des chinesischen Führers Mao Tse Tung oder bunte Kleidung reichten aus, die Erwachsenen zutiefst zu erschrecken. In der bürgerlichen Presse erschienen viele Artikel, die eindringlich vor Beatmusik warnten und sich gegen die Fernsehsendung *Beatclub* aussprachen, die einmal in der Woche eine halbe Stunde Musik für die Jugend sendete. Die ersten Langhaarigen und Mädchen in Miniröcken wurden beschimpft und schikaniert, aus Ausbildungsverhältnissen und von Schulen geworfen. Einige verschwanden auch in der Heimerziehung. Doch innerhalb nur weniger Monate hatten sich längere Haare bei Jungen und kurze Röcke bei Mädchen durchgesetzt. Die Jugend lebte nach eigenen Regeln und Werten.

Für mich galt jeder über dreißig als uralt, und ich konnte mir nie vorstellen, dieses biblische Alter zu erreichen.

Manchmal hörten wir, *beim Führer hätte es das nicht gegeben*, doch solche Sätze wurden von uns längst nicht mehr ernst genommen und zeigten eigentlich nur die Hilflosigkeit der Erwachsenen. Es war, als wären die Alten in die nächste Galaxie verbannt, wo sie saßen und darüber jammerten, dass sie ihre Kinder nicht mehr verstehen würden. Zur Verdrängung von Krieg, von Nationalsozialismus und der damit verbundenen Schuld war die Generation unserer Eltern nach dem Wiederaufbau ins Wirtschaftswunder, in die deutsche Tüchtigkeit und Spießigkeit geflohen. Als sie nun die ersten Gammler und Hippies auf den Straßen sahen, die *nichts* taten, als die Studenten an den Universitäten gegen sie und den Status Quo rebellierten, waren viele Erwachsene tief getroffen.

Aufstand der Jugend, Kampf gegen Eltern, Autoritäten und Establishment, Studentenrevolte, Kulturrevolution, sexuelle Revolution, Feminismus oder wie immer man einzelne der vielen politischen Strömungen, Aktionen und Bewegungen nun auch nennen mag, Gesellschaftsveränderung und Fortschritt waren der gemeinsame Nenner. Lange kam vom Establishment heftiger Widerstand. Von den Kanzeln predigten die Pfaffen gegen die Beatmusik und den Ungehorsam der Jugend, die Springer-Presse hetzte im Dauerfeuer. In Amerika verbrannten konservative Kreise öffentlich Berge von Beatles-Schallplatten und Fanmagazinen, um die heile Welt von konservativen Familien und Sonntagsschu-

len zu schützen. Breit wurde in Deutschland gegen die Studenten und die im Umfeld des SDS entstehende politische Bewegung mobilisiert und gleichermaßen auch gegen die breite Veränderung von Werten und Verhaltensweisen unter Jüngeren. Einige forderten damals sogar, öffentliches Küssen unter Strafe zu stellen. Aber der Wandel war nicht aufzuhalten.

Heute ist nachvollziehbar, dass sich große Teile der Eltern und Lehrer von der neuartigen Musik, dem veränderten Outfit und den rebellischen Verhaltensweisen ihrer Kinder verunsichert und bedroht fühlten. Alles Fremde erzeugt anfangs Ablehnung und Angst. Gefühle von Offenheit, Lebensfreude oder gar Toleranz erschienen vielen Erwachsenen der frühen Sechziger ohnehin fremd. Ihre Lebensweise war autoritätsfixiert und vom Klima einer hohen sozialen Kontrolle bestimmt. Möglicherweise haben manche der Älteren deutlich erkannt, dass sich die Rebellion ihrer Kinder gegen sie und ihre gesellschaftliche Macht richtete, die ihnen tatsächlich Schritt für Schritt entglitt. Doch alle Warnungen und Unterdrückungsmaßnahmen konnten die zunehmende Entfremdung zwischen den Generationen nicht mehr aufhalten. *Kriegspropaganda*, um im Bild zu bleiben.

Die soziale Unabhängigkeit unter den Jüngeren wuchs unaufhaltsam. Das Jahrzehnt der Jugend hatte begonnen und es kam, wie Bob Dylan es vorausgesagt hatte, *die Zeiten haben sich geändert*. Zwar wäre es verkürzt und unzutreffend, Beatmusik und ihre kulturellen Begleiterscheinungen als Ursache von politischen Entwicklungen zu betrachten, aber

unübersehbar wirkte sie als zentraler Ausdruck, Brandbeschleuniger und Transportmedium der kollektiven Jugendrevolte.

Je weiter das Jahrzehnt voranschritt, desto heftiger tobten die Prozesse der Gesellschaftsveränderung in Kultur, Mode, Literatur, Alltagsleben und Sexualität, bis sie schließlich auf die Politik übersprangen. Kein westliches Land gab es, in dem die Jugend nicht gegen etablierte Machtverhältnisse rebellierte. Das, was passierte, war schon lange nicht mehr mit dem herkömmlichen Durchleben von Pubertät früherer Generationen vergleichbar. Sich ein wenig mit den Eltern streiten, ablösen, seine eigenen Wege gehen, dann erwachsen werden. Schließlich hat man sich wieder lieb, hört aufeinander und lebt so wie immer. Man bespricht mit den Eltern, welchen Beruf man ergreifen soll, wen man heiratet.

Für Mädchen galt ein Dasein aus Ehe, Küche und Kindern als vorgegeben. Bis weit in die 1960er hinein war dies das geltende Rollenbild eines *weiblichen Lebens*. Es funktionierte wie ein Perpetuum mobile zur ständigen Reproduktion der patriarchalischen Machtverhältnisse. Der mit der Frauenbewegung und dem Feminismus der 1960er begonnene soziale Wandel der gesellschaftlichen Rolle von Frauen ist die größte und erfolgreichste Revolution, die ich während meiner Lebenszeit gesehen habe.

Zu Ende der 1960er erreichte der jugendliche Ablösungsprozess aus Familien eine neue Qualität. Bestimmend wurde nun der Einfluss Gleichaltriger. Perfekt ist der Zeitgeist

in dem melodischen Song eingefangen, der im Januar 1969 ein Riesenhit für die britische Band Thunderclap Newman wurde. *Hol' die Polizei, denn es liegt was in der Luft. Wir müssen früher oder später zusammenkommen, die Revolution ist da. Und du weißt es. Du weißt es!* Ähnlich beschrieben es die Beatles in ihrem Song *Revolution* von 1968.

Du willst eine Revolution, [...], wir alle wollen die Welt verändern, du sagst, es ist Evolution, wir alle wollen die Welt verändern [...], all right, all right, all right.

Im Herbst 1969, zum Ende des Jahrzehnts, wurde ich achtzehn Jahre alt, auch wenn das Volljährigkeitsalter zu diesem Zeitpunkt noch bei einundzwanzig lag. 1969 folgte die erste Mondlandung und in Woodstock fand das Festival der *Drei Tage von Peace & Music* statt, zu dem sich mehr als eine Millionen Jugendliche auf den Weg machten, auch wenn geschätzt nur vierhunderttausend überhaupt zum Festivalgelände gelangen konnten. Über Schallplatte und Filme verbreitete sich das Ereignis in der Welt. In der deutschen Hitparade stöhnen die Franzosen Jane Birkin und Serge Gainsbourg mit *Je t'aime* einen Song, der zeitweise von der Zensur verboten wurde, und der frühere Beatle John Lennon sang *Give peace a chance*.

Zu Anfang der 1970er war das rebellische Jahr 1968 längst schon wieder zur Vergangenheit mutiert. Über Armut und Freiheit sang jetzt Janis Joplin, wenn sie von *Bobby McGee* erzählte. Die Songs in den Hitparaden klangen nun anders,

statt den Beatles, Dave Dee, Small Faces oder den Hollies ertönten Cat Stevens und der Sound von Supergroups wie Led Zeppelin, Crosby, Stills, Nash & Young, oder Emerson Lake & Palmer. 1974 gewannen ABBA mit ihrem Hit *Waterloo* den Grand Prix und begannen ihren steilen Aufstieg. Von Beatmusik sprach niemand mehr.

Mit Beginn des neuen Jahrzehnts wurde in Deutschland der Nazi-Bundeskanzler von Willy Brandt abgelöst. Große Teile der Jugend liebten ihn, weil er eben nicht im Krieg und bei den Nazis mitgemacht hatte. Wie kein anderer stand Willy für die Zeitenwende. Ihm war es gelungen, ins höchste Regierungsamt aufzusteigen, obwohl das Establishment seine Person mit riesigem Hass und bösartiger Verleumdung verfolgte. Brandt war unehelich geboren und hatte sich dem Nationalsozialismus verweigert. Zwei Todsünden für den konservativen Sumpf, in dem er als ein übler *Vaterlandsverräter* galt. Viele der Älteren hassten Brandt, weil sein Werdegang sie an ihre Lebenslügen und ihre Teilhabe an Hitlers Verbrechen erinnerte. Sein politischer Aufstieg war wie das Aufreißen verdrängter Wunden.

Noch in der Nacht seines Wahlsieges sagte Willy siegestrunken in die TV-Kameras, *nun hätte Hitler den Krieg endgültig verloren*. In seiner Regierungserklärung verkündete er dann, *er wolle mehr Demokratie wagen*. Diese Worte waren viel mehr als eine der üblichen nichtssagenden Aussagen von Politikern, er meinte es tatsächlich ernst. Seine Worte bildeten die vielleicht wichtigste politische programatische

Ankündigung des zwanzigsten Jahrhunderts in Deutschland. Stärker noch als in den Jahren zuvor war Deutschland tief gespalten, zwischen Jung und Alt, zwischen der Hinwendung zur Demokratie und den nazibefleckten Strukturen des konservativen Nachkriegslands, zwischen Friedenspolitik, Versöhnung und Vertuschung der Vergangenheit, zwischen denen, die als Erwachsene im Dritten Reich gelebt hatten, und ihren Nachkriegskindern.

Auch nach dem Zerfall des SDS herrschte Anfang der Siebziger immer noch eine große gesellschaftliche Aufbruchstimmung. Viele Jüngere brachen in *in den langen Marsch durch die Institutionen* auf und glaubten an die Veränderbarkeit von Innen, als Lehrer, in sozialen Berufen oder durch eine Mitgliedschaft in den etablierten Parteien und Gewerkschaften. Die in den späten Sechzigern begonnene Politisierung der Gesellschaft setzte sich nun auf diese Weise fort.

Im Dezember 1970 wurde Willy Brandts Kniefall im polnischen Warschau zu einem Meilenstein in der Aussöhnung mit den Ländern Osteuropas und zu einem Wendepunkt der deutschen Geschichte. Sein Verhalten symbolisierte sehr viel mehr als nur eine große Geste, es war endlich eine öffentliche und weithin sichtbare Entschuldigung für den Zweiten Weltkrieg und die Verbrechen in den Konzentrationslagern.

Im Oktober 1971 erhielt *Willy* für seine Politik den Friedensnobelpreis. Der konservative Sumpf schäumte vor Wut. In Westeuropa wurden die 1970er zum großen Jahrzehnt

der *fortschrittlichen Sozialdemokratie*. Mit den Regierungschefs Willy Brandt, Bruno Kreisky und Olof Palme waren sozial orientierte europäische Politiker an die Macht gekommen, die den Menschen Hoffnung gaben und Vertrauen in die Zukunft weckten. Unübersehbar ging der Fortschritt auf dem alten Kontinent voran. Kaum mehr vorstellbar, sieht man den gegenwärtigen Verfall der Sozialdemokratie und ihre trostlosen Protagonisten.

Die erhoffte *Weltrevolution* und das *Paradies auf Erden* waren ausgeblieben, der Kapitalismus nicht überwunden, ein *Regime Change* nicht erfolgt, aber das Deutschland der 1970er ermöglichte ein deutlich besseres und freieres Leben als die Nachkriegsrepublik mit ihren umfassenden braunen und schwarzen Machtstrukturen. Neue Generationen waren ins Leben eingetreten und hatten das Land verändert. Der Alltag verlief undeutscher, entspannter und toleranter, viele einengende Fesseln waren gefallen. Es gab sogar Grupensex, Haschisch und Wohngemeinschaften. Auf dem Bundesparteitag der konservativ-christlichen Partei tanzten barbusige Go-go-Girls und die geladenen Kirchenfürsten guckten heimlich und verschämt hin. Endlich durften sie auch mal. Die *wilden Siebziger* wurden zu einem bunten Jahrzehnt der gelebten Freizügigkeit. Der Krieg der Generationen setzte sich als Revolution im Alltag fort.

Mit den 1970ern begann sich das bis dahin verbreitete Lebensgefühl unter Jüngeren, unser stilles Selbstverständnis, dass es *uns* und *sie* gab, die Jungen und die Alten, das den

Zeitgeist der 1960er solange und intensiv bestimmt hatte, schnell aufzulösen. Das kompakte Selbstverständnis von Zusammengehörigkeit und Abgrenzung verschwand wieder. Die Hoffnung, die Welt in einem einzigen großen Schritt verändern zu können, war gescheitert. Die bunten Träume einer besseren Welt verschwanden wieder aus den Köpfen. Bei einigen mehr, bei anderen weniger.

Politische Aktivitäten zerfielen in kleine kommunistische Gruppen, die nicht selten am Rande der Lächerlichkeit wie realitätsverlorene Sekten wirkten. Manchmal gar glaubten einige hundert Mitglieder einer maoistischen Splitterpartei tatsächlich, sie könnten am nächsten Vormittag die Weltrevolution auslösen, in dem sie vor Fabriken ihre Flugblätter verteilten.

Für große Teile der unter Dreißigjährigen ging der politische Aufbruch schnell in den persönlichen Fokus über, in die Auseinandersetzung mit Ausbildung, Beruf, Ehe, Nestbau und Kindern. Der vom Testosteron gesteuerte männliche Wettlauf um die besten Lebenschancen, um Frauen, Geld und Macht, hatte begonnen. Wer in den Sechzigern jung war, galt nun als im Leben angekommen und kümmerte sich mehrheitlich um seinen Job und seine Familie.

Aus Sicht vieler Jüngerer hatten sich die Verhältnisse dramatisch verbessert, doch die Machtstrukturen waren weitgehend unverändert geblieben. In den westlichen Demokratien lebte die Mehrheit der Menschen nun in freundlichen und fortschrittlichen Gesellschaften mit steigendem

Wohlstand. Es war eine Zeit von Hoffnung und Zuversicht. Ungerechtigkeit, offene kapitalistische Ausbeutung, Armut und Wohnungsnot schienen auf dem Rückzug. Doch diese überwunden geglaubten Gespenster sollten sich nur geschickt verstecken und auf ihre Zeit warten. Niemals hätte ich mir vorstellen können, dass ausgerechnet die Sozialdemokratie zu ihrem Steigbügelhalter werden würde. Heute kann man gut erkennen, dass sich Ausbeutung, Unrecht und Unterdrückung nur im Dunklen verborgen hatten, um in der Gegenwart umso heftiger zurückzuschlagen. Meine Generation hat es versäumt, der Schlange den Kopf abzuschlagen.

Und heute?

Zurück in der Gegenwart, im dritten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts. Es ist Zeit für einige abschließende Gedanken aus dem Blickwinkel der Gegenwart. Ich hoffe, es ist mir gelungen, den Leserinnen und Lesern das Leben als Jugendlicher und die Politisierung der späten 1960er näherzubringen. Dafür habe ich Persönliches, Gesellschaftliches und Schulisches zu einem Bild zusammengebracht.

Schon von der Materialmenge her ist es mir unmöglich, in diesem Rahmen eine auch nur halbwegs vollständige Darstellung der vielen politischen Ereignisse und Strömungen der 1960er zu geben, für die Zeitspanne von Juri Gagarin, dem ersten Menschen im Weltraum, bis hin zum Woodstock-Festival. Dafür verweise ich auf den Politikwissenschaftler Wolfgang Kraushaar und seine *Illustrierte Chronik der 68er-Bewegung*. Er hat eine umfangreiche und tiefe Dokumentation vorgelegt, die zeigt, in welcher Breite und mit welchen Hoffnungen in den 1960ern junge Menschen massenhaft aufgestanden sind, unsere Erde zu einem besseren Platz zu machen. Für mich ist es ein begeisterndes Werk, in dem ich oft und gerne lese.

Abbildung 72: Illustrierte Chronik 1

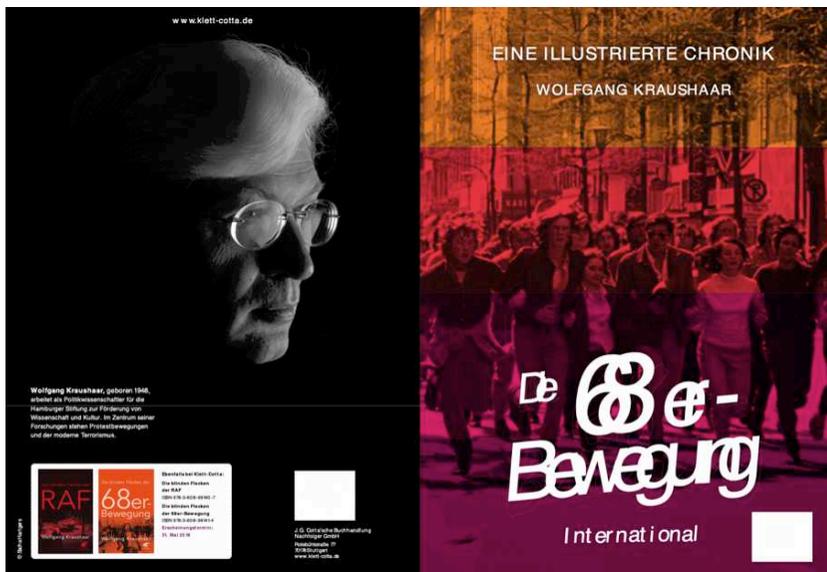


Abbildung 73: Illustrierte Chronik 2



Was ist von dem geblieben, das die Jugend der 1960er losgetreten hat? Wir haben die Welt in Brand gesetzt und zu einem besseren Platz verändert. Sonst wäre sie heute noch schlechter, als sie ist. Für meine Generation gab es Millionen Gründe, dass sich die Zeiten ändern mussten. Als wir konnten, fingen wir an, uns gegen die Verhältnisse zu wehren, so wie sich überall auf der Welt Jugendliche gegen die Zustände auflehnten, auch ohne die besondere Last der deutschen Vergangenheit. Vielleicht sollte der Zeitgeist spruch *Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt*, auch heute wieder zahlreich auf Häuserwände gepinselt werden.

Blicke ich zurück, so waren die 1960er ein wichtiges Jahrzehnt in der menschlichen Entwicklung. Es passierte sehr viel mehr als nur eine Abfolge von politischen Ereignissen, Aktivitäten und Bewegungen, ohne damit die zentrale Bedeutung von SDS, Studenten- und Schülerbewegung klein reden zu wollen. Sie waren wichtig und notwendig, sie stehen gleichberechtigt neben den gesellschaftlichen Veränderungen von sozialen Werten und Normen, von menschlichen Beziehungen, zu denen sie unendlich viel beigetragen haben

Das Jahrzehnt erlebte ein Aufstand gegen Ungerechtigkeit und Krieg, gegen Armut und Unterdrückung, gegen das kapitalistische System, gegen Establishment und Herrschende, gegen Bewusstsein und Lebensbedingungen unserer Eltern, gegen die Verhältnisse, wie sie nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden waren. Wir träumten davon, dass die Welt in zehn Jahren uns gehören würde. Wie ganz selbstverständ-

lich machte ich mit, ohne groß nachzudenken. Es gab wenig zu verlieren, aber viel zu gewinnen. Damals wie heute empfinde ich mein Verhalten als richtig und bin stolz darauf.

Wenn ich über die Politisierung der 60er Jahre reflektiere, wird mir bewusst, wie sehr sich die Lebensumstände von jüngeren Aktivisten wie mir, also von denjenigen, die erst nach 1970 an die Universitäten kamen, von denen der *Revolutionsväter* und *-mütter* unterscheiden. Das sind für mich diejenigen, die schon 1966 oder 1967 studierten und politisch im SDS aktiv waren. Wir Jüngeren sind in ihre Revolte hinein erwachsen geworden und haben uns beteiligt.

Wie aber waren die Sozialisationsbedingungen, die Lebensumstände, die emotionalen und kognitiven Bewusstseinslagen dieser älteren Aktivisten? Was hat sie ganz persönlich zu politischen Aktivitäten getrieben und was hat es mit ihnen und ihren Leben gemacht? Darüber würde ich gerne noch genaueres wissen. Aus der Sicht meines Jahrgangs waren diese älteren Aktivisten ja eigentlich Erwachsene, aber im Vergleich zu anderen Erwachsenen stellten sie positive Vorbilder dar. Wenn ich zu den Treffen des Arbeitskreises gehe, der das SDS Hamburg Archiv entwickelt, betrachtete ich sie mit großer Sympathie und Wärme. Sie, die SDSler, haben sich um Demokratisierung und Entwicklung der Zivilgesellschaft in Deutschland verdient gemacht.

Heute, etwa fünfzig Jahre später, kann ich feststellen, dass sich unsere Werte und unsere gesellschaftliche Gegenwart zu einem großen Teil aus den sozialen Wandlungsprozessen

sen definieren, die vom SDS und der Studentenbewegung initiiert wurden. Zahlreiche Denkmuster, Verhaltens- und Lebensweisen, die in den 60ern noch von einer überwältigenden Mehrheit als radikal, unmoralisch oder gar kommunistisch angesehen wurden, sind heute in den westlich orientierten Ländern in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Sichtweisen, die damals radikal und revolutionär klangen, wurden für die heutige Mehrheitsgesellschaft zu selbstverständlichen Leitbildern und selbstverständlichen Werten.

Wer etwa Ende der 1950er vorausgesagt hätte, es könne einmal die gleichgeschlechtliche Ehe, Frauenhäuser, Gesetze zum Schutz der Umwelt und gegen Diskriminierung von Minderheiten oder gar Bioläden und umfassende Rauchverbote geben, wäre zweifellos für verrückt gehalten worden.

Männer in weißen Kitteln hätten ihn oder sie den Rest des Lebens begleitet. Wer hätte sich fünf Geschlechter und die Forderung nach fünf verschiedenen Toiletten vorstellen können? Warum dürfen Mädchen in der Gegenwart mit Metall in den Lippen oder im Bauchnabel herumlaufen und über ihre Lebensweise selbst entscheiden? Warum spricht man von Liebe und Sex und nicht mehr von der ehelichen Pflicht? Warum können Unverheiratete problemlos ein Hotelzimmer bekommen und unehelich zusammenleben? Warum werden uneheliche Mütter und ihre Kinder nicht mehr stigmatisiert und Vegetarier nicht mehr ausgelacht? Warum existiert im Land der Wehrmacht keine Wehrpflicht mehr? Ohne den gesellschaftlichen Wandel in all seiner Widersprüchlichkeit und das Leben der Gegenwart allzu sehr ver-

einfachen zu wollen, lautet meine Antwort, weil es die 1960er, den SDS, die APO und die Jugendrevolte gab. Hätte es die Umwälzungen der 1960er nicht gegeben, hätten die meisten Menschen heute wohl noch Sex in tiefer Dunkelheit.

Je älter ich werde, desto mehr denke und fühle ich wieder so wie zwischen sechzehn und zwanzig. Dem für mich als Jugendlicher so wichtigen Ziel eines gerechteren und sozialeren Gesellschaftssystems sind wir in meiner Lebenszeit nur wenig näher gekommen. Ich persönlich blicke tief pessimistisch in die Gegenwart von 2020, was ich hier nicht vertiefen möchte. Dennoch wird sich die menschliche Zivilisation weiterentwickeln und sicherlich eines Tages auch die gegenwärtigen Herrschaftsstrukturen überwinden können. Alles andere wäre ahistorisch gedacht. Menschen sind keine hilflosen Idioten der Geschichte, um es in Anlehnung an Rudi Dutschke zu sagen.

ANHANG

Nachwort

Aus Copyright- und aus inhaltlichen Gründen konnte und wollte ich als Beitrag für das SDS-Archiv keine meiner vorangegangenen Veröffentlichungen verwenden, auch wenn viele Gedanken und Formulierungen aus früheren Arbeiten stammen. Dieser Text wurde unter dem Blickwinkel *Schulen und Politisierung in Hamburg* komplett neu geschrieben. Die eingefügten Fotos und Dokumente dienen der Illustration des Erzählten.

Die Arbeit an diesem Text beende ich im April 2020 in den seltsamen Tagen der Corona-Krise. Ein tödlicher Virus aus China verbreitet sich in einer Pandemie über den Globus. Viele sind infiziert, viele sterben. Zur Abwehr reagieren die Länder der Welt mit *social distancing* zu einer drastischen Reduzierung von menschlichen Kontakten und einem weitreichendem *Lockdown* des sozialen und wirtschaftlichen Lebens. Ansammlungen von mehr als zwei Menschen sind verboten, es gibt umfassende Ausgangsverbote. Die Mobilität ist fast bis auf Null heruntergefahren, jeglicher Tourismus untersagt. Bis auf den Wirtschaftsverkehr sind die Grenzen geschlossen. Diese Maßnahmen sollen die Verbreitung des Virus eindämmen und die Zahl der Toten verringern. Ein gespenstisches Leben.

Viele Menschen können diese Realität nicht ertragen und fliehen in wirre Verschwörungstheorien. Ich bin mit Vorräten ausgestattet und habe zur Vermeidung einer Ansteckung wie angeordnet die letzten Wochen meine Wohnung kaum verlassen. Ein Leben wie in *Nightmare on Elm Street*.

Bereits jetzt, am Anfang der Entwicklung, ist erkennbar, dass die Corona-Krise von 2020 gleichberechtigt neben der Cuba-Krise von 1961, der Maueröffnung und dem Zerfall des kommunistischen Systems 1989, dem islamischen Anschlag von 2001 im Clash of Cultures und der Bankenkrise von 2008 stehen wird. Einschneidende Ereignisse, welche die Richtung des menschlichen Zusammenlebens grundlegend verändert haben.

Über den Autor

Michael Brenner, Sozialwissenschaftler, Berater, Coach, Buchautor.

Aktuelle Veröffentlichungen: Von Opfern & Tätern, Kinder der Verlierer, Nachkriegsland, Looking for Bob Dylan, Erinnerungen an Leonard Cohen. Die dunklen Stunden des Mondes (in Arbeit).

Abbildung 74: Der Autor 2019



Kontakt

Email: michael.e.d.brenner@icloud.com

Websites:

www.michael-brenner.de

www.nachkriegsland.de

www.lookingforbobdylan.de

Credits und Dank

Buchcover

Tony Albert

Assistenz

Melanie Mauer

Zeitgeschichtliche Fotos

Günter Zint

Redaktion, Unterstützung und kritische Diskussion

Dunja Bauer, Dieter Baumgartl, Cordula Böckenholt, Bernd Kowalkowski, Martha Kowalkowski, Dr. Jürgen Lange, Ralf Matthies, Dr. Christiane Rix, Günter Zint

Ich danke allen, die mich bei der Arbeit an diesem Text unterstützt und ermuntert haben, ihn zu Ende zu bringen.

Copyright und Rechte

Dieser Text wird dauerhaft und unwiderruflich dem SDS-Archiv kostenfrei zur Verfügung gestellt. Das Copyright und die Nutzungsrechte verbleiben beim Autor. Eine Verwendung außerhalb des SDS-Archivs durch Dritte ist nur mit vorheriger Zustimmung des Verfassers in Schriftform möglich. Dieser Text wird in einer Printversion als Taschenbuch bei Amazon und im Buchhandel zugänglich sein, später auch als E-Buch.

Das Copyright sämtlicher Abbildungen und Dokumente verbleibt beim Verfasser. Eine Nutzung ist nur mit schriftlicher Zustimmung des Verfassers möglich. Das Copyright für Abbildung 52 Die Titellose liegt beim Luisen-Gymnasium in Hamburg-Bergedorf. Das Copyright für Abbildung 72 und 73 liegt bei Wolfgang Kraushaar bzw. seinem Verlag. Mehrere gekennzeichnete zeitgeschichtliche Fotos sowie die Fotos zu den Beatles hat freundlicherweise der Fotograf Günther Zint zur Verfügung gestellt. Der Abdruck erfolgt mit Zustimmung der Rechteinhaber.

First comes the word

Richard Brooks (1912-1992)

Impressum

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urhebergesetzes ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig, strafbar und schadensersatzpflichtig. Die gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen sowie eine Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-00-058975-1 € 17,90

Druck: Mails & More Oppl GmbH, A 3441 Baumgarten

© 2020 MichaelBrenner Books

Trau keinem über dreißig....

Ohne die Revolte der 1960er
hätten die meisten Menschen
noch Sex im Dunkeln

€ 17,90



9 783982 192802

MichaelBrenner Books